Sagen und Miscellen

aus

Berlin's Vorzeit.

Nach Chroniken und Traditionen

herausgegeben

von

Alexander Cosmar.

X 2 Rhin 636

Mit sechs Kupfern.

Berlin.
Cosmar und Krause.

1831.

5 1395

Universitäts-
München
Bibliothek

Vorwort.

Die nachsichtsvolle Aufnahme, welche meine kleine Schrift: „die Namen der wichtigsten Straßen, Gebäude, Brücken und Plätze Berlin's; nach Chroniken etymologisch erklärt,*)" bei dem Berliner Publikum fand, ermuthigte mich zur Herausgabe der hier folgenden Sammlung von Sagen und Miscellen aus Berlin's Vorzeit.

So deutlich der Titel den Inhalt des Buches, das mehr unterhalten als belehren soll, ausspricht, so glaube ich doch bemerken zu müssen, daß es nicht meine Schuld ist, wenn der ungleich größere Theil des Werkchen's aus Miscellen besteht, da Berlin eigentlich nur zwei Sagen: die von den drei Linden und der weißen Frau, besitzt; doch hoffe ich, daß auch die Miscellen nicht ohne einiges Interesse für Berlin's Ein-

*) In kurzer Zeit erscheint hiervon eine neue vermehrte und verbesserte Auflage.

wohner sein werden. — Die Sage von der weißen Frau, schon oft, aber gewöhnlich sehr frei bearbeitet, erscheint hier, zwar ausgeschmückt mit einem modernen Rahmen, jedoch in allen den wunderbaren Gestalten, mit denen uns die Chronisten bekannt machen. —

Eine Sammlung dieser Art, deren Haupt-Inhalt dem größten Theile des Publikum's gewiß ganz unbekannt ist, existirte, so viel ich weiß, bis jetzt noch nicht, — ich darf daher wegen dieses ersten Versuch's wohl um so mehr die Nachsicht meiner geehrten Mitbürger in Anspruch nehmen. —

Gott schütze Berlin, beglücke es durch einen dauernden Frieden, und erhalte seine guten Einwohner in der treuen Anhänglichkeit an ihren erhabenen Herrscher, den geliebtesten von Deutschland's Fürsten!

Berlin, den 1. Mai 1831.

Alex. Cosmar.

Inhalt.

		Seite.
1.	Die drei Linden auf dem Heiligen-Geist Kirchhofe	1
2.	Der Stock als Verräther	25
3.	Der Musikus und der Teufel	43
4.	Der Neidkopf	49
5.	Die weiße Frau	56
6.	Der Simson	99
7.	Konrad Schütze, der Badegast . . .	107
8.	Die Nibbe	114
9.	Der Fisch am Berlinischen Rathhause .	117
10.	Der Lustgarten	120
11.	Ein Zeugniß über die frühere Lebensart der Berliner	123

Seite.

12. Drei originelle Grabschriften aus Berlin's Kirchen 125
13. Der bestrafte Dominikaner 129
14. Die Jungfernbrücke 133
15. Luxus der Berliner 136
16. Der Hosenteufel 147
17. Sonderbare Titel einiger in Berlin erschienenen Bücher 159

Et pius est patriae facta referre labor.

Ovidius.

Wer's Vaterland's Geschicht' beschreibt,
Ein gut und nützlich Arbeit treibt!

Engel's Chronik 1598.

I.

Die drei Linden auf dem Heiligen-Geiſt Kirchhofe.

Schwerlich möchten ſich in der Naturgeſchichte noch Bäume finden, von welchen die Sage ſo Merkwürdiges erzählt, wie von den dreien Linden, welche man im 16ten und 17ten Jahrhundert zu Berlin geſehen. Der berühmte Kaſtanienbaum auf dem Aetna iſt allerdings eben ſo merkwürdig, als die Linde in Italien, von der Plinius erzählt, daß ſie auf ihren Aeſten verſchiedene Früchte: Weintrauben, Feigen, Nüſſe, Birnen und anderes Obſt getragen, wunderbar erſchien; dennoch

bleiben und die drei Berliner Linden bei weitem merkwürdiger, die mit ihren breiten Zweigen den Heiligen-Geist Kirchhof bedeckten, so daß zu jener Zeit die Garnison, welche noch keine eigene Kirche hatte, im Sommer sich des Platzes unter den Linden als Gotteshaus bediente.

Aus der Hospital-Kirchen-Rechnung ist ersehen worden, daß im Jahre 1623 die Linden mehrerer Stützen benöthigt gewesen, da sie sich so über den ganzen Kirchhof gebreitet, daß man ihre Zweige an mehreren Stellen kürzen, und an Stangen befestigen mußte. Was für Bewandniß es nun mit diesen schattenreichen Bäumen gehabt, und warum sie eigentlich gesetzet worden, davon haben lange Zeit nachher noch die Väter ihren Kindern erzählt, und was von diesen Traditionen und zugekommen, wollen wir im Zusammenhange hier mitzutheilen versuchen. —

Am Schluſſe des 16ten Jahrhunderts, unter der Regierung des Kurfürſten Johann George, lebten zu Berlin drei Brüder mit Namen: Bruno, Michael und Gotthold, welche ſich einander in ſeltener Liebe zugethan waren. Man gab ihnen mit Recht den Beinamen: die Unzertrennlichen; denn faſt nie ſah man die in Jahren und Charakter wenig unterſchiedenen Brüder vereinzelt, da wie es ſchien einer ohne den andern nicht leben konnte. Mehrere Jahre genoſſen die Brüder ungetrübt ihr ſtilles Glück, indem Jedermann ihnen die gebührende Achtung zollte, die Väter aber in's Beſondere ſie ihren Kindern als ein würdiges Vorbild empfahlen. Plötzlich ſollte ihr Glücksſtern ſchwinden; denn eine andere Liebe, welche bis zur Leidenſchaft ausartete, überflügelte ihre reinere Neigung. Der Kurfürſt, welcher ein großer Liebhaber der Muſik war, unterhielt

eine ansehnliche Kapelle*), zu welcher er sich aus Welschland einen eigenen Kapellmeister kommen ließ, der theils durch seine Kunstfertigkeit, theils durch sein fremdartiges, nicht uninteressantes Wesen, bald ein Günstling seines Gebieters wurde. Wenige Monden kaum war der fremde Künstler in Berlin, als auch schon die ganze Stadt von der Schönheit seiner Tochter sprach**) die, so-

*) Johann George war der erste Brandenburgische Kurfürst, welcher sich eine Kapelle hielt. Sein Vater, Kurfürst Joachim II. hielt sich nur einen Lautenisten mit einem jährlichen Gehalt von 100 Thalern. Ein welscher Fiedler (so lautet eine Rechnung aus jener Zeit), der sich bei Hofe hören lassen, bekam ein Geschenk von 77 Thalern. — Der Geschmack der Nation war damals sehr militärisch; Trommelschläger und Pfeiffer machten die Hochzeitsmusik. Moehsens Gesch. d. Wissenschaften in der Mark Brandenburg II.

**) Berlin hatte damals höchstens 9000 Einwohner.

bald ſie ſich zeigte, Jung und Alt in Erſtaunen ſetzte. Laura war das einzige Kind des Kapellmeiſters Signor Rapposi; eben in ihr achtzehntes Jahr getreten, entfaltete ſie alle Reize einer feurigen Brünette. Doch nicht allein ihre ſchlanke Figur, die ſie mit Grazie zu bewegen wußte, nicht der Liebreiz in allen ihren Zügen, nicht das rabenſchwarze Haar, deſſen natürliche Locken mit dem ſchneeweißen Halſe ſeltſam kontraſtirten, nicht der kleine Mund mit ſeinem zauberiſchen Lächeln, der zwiſchen Rubinen zwei Reihen koſtbarer Perlen zeigte, nicht das ſüdliche Feuer in den Sternen ihrer Augen — das allein war es nicht, womit ſie aller Herzen bezauberte. Die Schönheit allein läßt manchen kalt, aber wo, wie bei ihr, die ſeltenſten Reize durch die Unbefangenheit der eben aufgeblühten Jugend, durch einen heiteren Geiſt belebt wurden, und der fremde Dialekt ihrer Glockenſtimme noch einen eigenen

Zauber verlieh — da mußte Jeder das Entzücken theilen, welches die Schöne um sich her verbreitete. Kein Herz blieb ungerührt, einstimmig nannte Jung und Alt die Italienerin sein Ideal, und Alles beeilte sich ihr seine Huldigungen darzubringen. Unter solchen Umständen konnte denn ein zahlloses Heer von Liebhabern nicht fehlen, von denen gar viele ernste Absichten hatten, welchen jedoch Signor Rapposi, als ein strenger Vater, auch sehr ernst begegnete.

Der ehrgeizige Italiener verlangte von seinem zukünftigen Eidam so bedeutende Vorzüge, daß von den vielen kaltblütigen Deutschen mit ehrlichem Gesicht und offenem Herzen ihm keiner recht behagen wollte. Laura, das schuldlose Mädchen, dem die kräftigen Sprößlinge Herman's schon der Neuheit wegen gefielen, war viel genügsamer, als ihr strenger Vater, und sehr bald hatte ihr Herz aus der Schaar der Anbeter denjenigen heraus-

gefunden, mit dem ſie ſich für das Leben zu verbinden und recht glücklich zu werden hoffte. Gotthold, der jüngſte der drei unzertrennlichen Brüder, ein Jüngling von zwanzig Jahren, hatte Laura's Bekanntſchaft gemacht, als ſie kaum 24 Stunden in Berlin, und noch wenig bemerkt worden war; der wohlgebaute Deutſche mit dem blonden Haar und den treuen blauen Augen gefiel dem feurigen Mädchen wohl, und ihr erſter Blick entzündete in Gotthold's Herzen das Feuer einer heißen unauslöſchbaren Leidenſchaft. Rapposi's Hauswirth war Gotthold's Ohm, die Gelegenheit daher den Liebenden günſtig. Gotthold der zugegen geweſen, als der Kapellmeiſter mit ſeiner Tochter die Wohnung gemiethet, beſuchte nun fleißiger als ſonſt ſeinen Ohm, und fand oft Gelegenheit Laura zu ſehen und zu ſprechen. In der erſten Unterredung ohne Zeugen waren die Liebenden auch ſchon einig, ſie ſchwuren ſich

ewige Liebe, und beſiegelten ihren Bund mit heißen Küſſen. Laura's Vater, dem die Neigung des jungen Deutſchen zwar nicht unbekannt war, ahndete jedoch nicht, daß ſeine Tochter ſo ſchnell ſich binden würde, und ließ es daher ohne Argwohn geſchehen, daß Gotthold, den er von allen Bewerbern noch am liebſten hatte, ihn oft beſuchte. Dies beſtärkte die Liebenden immer mehr in ihren Hoffnungen, ſo daß Gotthold bereits den Entſchluß faßte, ſich dem Vater ſeiner Geliebten zu entdecken, als plötzlich ein unerwartetes Ereigniß alle Pläne des liebenden Paars zerſtörte.

Bruno, der älteſte der Brüder, war keineswegs überraſcht, als er von Gotthold das Geheimniß erfuhr; er hatte längſt im Stillen des Bruders verändertes Weſen beobachtet, und wußte es ganz richtig zu deuten. Von Herzen wünſchte er ihm Glück zu ſeiner Wahl, denn er und Michael grollten dem ſchönen fremden Mäd-

chen nicht, welches ihnen einen nicht unbedeutenden Theil der brüderlichen Liebe geraubt hatte, sondern freuten sich schon im Voraus auf den Verlobungstag, wo auch ihnen vergönnt sein würde, ein Küßchen in Ehren auf die würzigen Lippen der schönen Schwägerin zu drücken. Schon sahen sie in Gedanken, wie die jungen Berliner sie mit neidischen Augen verfolgen würden; doch Alles sollte anders kommen, wie sie es wünschten und glaubten. Bruno war ein großer Liebhaber der Musik, und durch stete Uebung in früher Jugend hatte er es zu einer bedeutenden Kunstfertigkeit auf der Geige gebracht. Der Kurfürst, der solche Talente ehrte und gern aufmunterte, hatte kaum von ihm gehört, als er ihn bitten ließ, eine Probe seiner Kunst im nächsten Konzerte auf dem Schlosse abzulegen. Bruno wußte diese Auszeichnung zu würdigen, und nahm die Einladung an. Gotthold versprach sich von dem Siege, den sein Bru-

der bei dieſer Gelegenheit zu erringen hoffte, die Erfüllung ſeines kühnſten Wunſches. Die Brüder, welche den Italiener ganz falſch beurtheilten, hatten nehmlich beſchloſſen das lange bewahrte Geheimniß endlich zur Sprache zu bringen, und zwar wollte Bruno, der durch ſeine Kunſt dem Kapellmeiſter befreundeter zu werden glaubte, nach dem Konzerte für ſeinen Bruder um Laura's Hand werben. Ihr Plan aber war falſch berechnet, Rapposi's Ehrgeiz duldete keinen Rival.

Das Konzert hatte begonnen; der Kapellmeiſter ließ ſich zuerſt auf ſeiner Geige hören, und erndtete lauten Beifall ein. Ihm folgte der einheimiſche Dilettant, und mit ſtolzem ironiſchem Lächeln ſah der welſche Meiſter auf den deutſchen Stümper herab. Welch ein Staunen aber ergriff die Verſammlung als Bruno nach einem muſikaliſchen Zwiſchenſatze ſein Solo zu ſpielen begann. Alles lauſchte, als er im ſchmelzen-

den Adagio ſeiner Geige die rührendſten Töne entlockte, die bald in wilde Phantaſieen übergingen, und dann wieder in zarten Melodieen ſich verloren. Ungeheurer Beifall belohnte den jungen Künſtler, der Kurfürſt war entzückt, und gab in den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken ſeine Zufriedenheit zu erkennen, indem er ihn zu ſeinem zweiten Kapellmeiſter ernannte. Bruno war überglücklich, denn jetzt hielt er es für unmöglich, daß Rapposi ihm, dem Kollegen, die Bitte abſchlagen würde, die er nun getroſt für ſeinen Bruder wagte. Der ehrgeizige Italiener aber war andern Sinnes worden, den Triumph des Deutſchen über ihn konnte ſein Stolz nicht ertragen, und die geringe Neigung, welche er bisher zu den Brüdern hatte, wandelte ſich plötzlich in einen unbeſiegbaren Haß um. Bruno wurde mit ſeiner Werbung kurz abgewieſen, und mit dieſem Augenblicke, der das Glück der Liebenden zerſtörte, trat die bitterſte Feind-

schaft zwischen beide Familien. Das Band der Freundschaft war zerrissen, nur die Liebe zwischen Gotthold und Laura konnte auch der wüthendste Haß nicht zertreten.

Die Geschichte wurde bald in der Stadt bekannt, und Jedermann bedauerte die unglücklich Liebenden, lobte den talentvollen Bruno, und verachtete den Meister Rapposi mit seinem falschen Künstlerstolze. — Trotz aller Aufsicht Rapposi's und der Feindschaft zwischen beiden Familien, fand Gotthold doch oft noch Gelegenheit seine Laura heimlich zu sprechen, und das Feuer ihrer Leidenschaft zu nähren, als ein neues Ereigniß dasselbe gänzlich zu ersticken drohte. —

Es war an einem heiteren Apriltag des Jahres 1585, als die Einwohner Berlin's sich in großen Schaaren die Georgenstraße *) hinab nach der Langenbrück

*) Seit 1701 Königsstraße genannt; siehe: di

zu drängten. Die Strafe des Sackens sollte hier an einer Kindesmörderin vollzogen werden.*) Halb Berlin war auf den Beinen, um dem damals ergötzlichen Schauspiele bei zu wohnen. Auch Rapposi, dem diese Execution noch gänzlich fremd war, fehlte nicht. Das Gedränge war groß, und der Zufall führte in dem dichtesten Haufen den verhaßten Italiener mit den drei Brüdern zusammen. Da plötzlich, noch ehe die Deliquentin sich dem Richtplatze nahete, erscholl aus der von den Schaarwächtern zusammengedrängten Menschenmasse der Ruf: Mord! Mord! — und der Kapellmeister Rapposi sank mit den Wor-

---

Namen der wichtigsten Straßen ꝛc. Seite 33.

*) Bis zum Jahre 1678 wurden die Kindesmörderinnen in einen Sack gesteckt, und in der Gegend der Langenbrücke in die Spree versenkt. Später geschahe dies vor dem Stralauer- und Spandauerthore. Collect. memorab. Berolin. Decas II.

ten: „Corpo di baceo! Ich bin erſtochen!“ und indem er auf den naheſtehenden Bruno zeigte, röchelnd zu Boden. Er verſchied noch ehe ärztliche Hülfe ihn ereilen konnte, denn das Meſſer des Mörders war bis an's Heft in ſeine Seite gedrungen. Auf Niemanden konnte der Verdacht weiter fallen, als auf Bruno oder ſeine Brüder, ſie ſtanden dem Italiener mit wenigen Anderen am nächſten, und ihr gegenſeitiger Haß, die Rivalität der Künſtler, der zurück gewieſene Heirathś-Antrag, alles dies ſprach die übrige Umgebung frei, und nur die drei Brüder wurden ſogleich zur Haft gebracht. So ſehr das Zuſammentreffen dieſer Umſtände auch die Unglücklichen zu verdammen ſchien, ſo war doch der größte Theil des Volkes von ihrer Unſchuld überzeugt; doch Niemand hatte Mittel dieſe zu beweiſen, und ſo mußte es denn den Gerichten überlaſſen bleiben, ſtreng nach ihren Anſichten zu verfahren.

Da der Sterbende mit der Hand auf Bruno gedeutet hatte, so wurde dieser des Mordes angeklagt, Gotthold und Michael aber für's Erste freigesprochen. Als der angebliche Mörder verhört wurde, läugnete dieser standhaft das Verbrechen, denn er war unschuldig.

Die Richter ermahnten ihn ernst zum Geständniß, aber er blieb, wie er nicht anders konnte, bei der Aussage, daß er weder der Mörder sei, noch um den Mörder wisse. Alle übrigen, vielleicht zu spät angestellten, Nachforschungen führten zu keiner anderen Entdeckung, und bei dem damaligen Mangel der Gesetzbücher wurde Bruno nach dem blossen Scheine, den er gegen sich hatte, zum Tode verurtheilt. Schon nahete der Tag, wo das Todes-Urtheil an dem Unschuldigen vollstreckt werden sollte, als in Gotthold und Michael die brüderliche Liebe plötzlich wieder mit dem Feuer aufloderte, welches früher die

Unzertrennlichen zusammen geschmiedet hatte. Michael sprach zuerst den Wunsch aus, mit Gefahr des eignen Lebens den unschuldigen Bruder zu retten. Gotthold vergaß seine Laura, als er sich Bruno's Leiden dachte, und bald stand in ihm der Entschluß fest, Alles zu wagen, um den Bruder zu befreien. Von gleichem Wunsche beseelt, schlugen Beide, ohne sich einander Mittheilungen zu machen, einen und denselben Weg zur Rettung ihres Bruders ein.

Wie erstaunten die Richter, als wenige Tage vor der Execution, Gotthold vor ihnen erschien, um sich des Mordes anzuklagen, plötzlich aber auch, noch ehe man ihn zu Protokoll genommen hatte, Michael ihm folgte, welcher ebenfalls den Kapellmeister ermordet zu haben vorgab. Die edlen Brüder, welche sich so willig für einander opfern wollten, wurden auf ihre eigene Anklage, da der Schein ebenfalls gegen sie war, sogleich

zur Haft gebracht. Bruno hörte mit Entsetzen von dem Treiben seiner Brüder, doch von ihrer Unschuld so fest, wie von der seinigen überzeugt, erkannte er ihre Anklage gleich für ein Werk brüderlicher Liebe, und beschloß nun das lange und hartnäckig geleugnete Verbrechen auf sich zu nehmen. Die Sache wurde immer verwickelter, die Richter immer verwirrter. Bruno's plötzliche Umwandlung, nachdem sich freiwillig zwei Thäter des Mordes angeklagt, zu welchem, trotz aller angewandten Mühe, erst sich nicht einer finden wollte, blieb allen ein Räthsel. Man wollte keinen Unschuldigen strafen, denn einer konnte den Mord doch nur begangen haben. Die Verhöre begannen auf's Neue, doch das Resultat blieb dasselbe: jeder der Brüder wollte Rapposi allein erstochen, und weder einen Helfershelfer noch einen Mitwisser gehabt haben; jeder erklärte das Geständniß der Anderen für eine Lüge.

Die Sache wurde mit allen höchst sonderbaren Umständen dem Kurfürsten vorgetragen, welcher den Befehl gab, die Entscheidung dem Himmel zu überlassen. Er ließ daher zu diesem Zwecke drei kerngesunde junge Lindenbäume kommen, indem er den drei Brüdern befahl, diese auf dem Heiligen-Geist Kirchhofe verkehrt in die Erde zu pflanzen, so daß ihre Wurzeln gen Himmel wüchsen. Gott würde — so hoffte der Kurfürst — an diesen Bäumen die Unschuld der Brüder offenbaren, und nur derjenige, dessen Baum nicht grünen und wachsen würde, sollte nach seiner eigenen Anklage zur Strafe des Todes verurtheilt werden.

Des Kurfürsten Befehl ward vom Volke, welches damals dem Aberglauben sehr hold war, mit Jubel aufgenommen, der Tag der Pflanzung, so wie die Zeit, nach welcher man Gottes Gericht prüfen, und seinen Willen

vollſtrecken wollte, wurden feſtgeſetzt, und die Brüder ihrer Haft entlaſſen. —

Tauſende von Menſchen eilten an dem erſten ſchönen Frühlingstage nach dem Heiligen-Geiſt Kirchhofe, um der Pflanzung zuzuſehen, welche drei Unſchuldige vom Tode erretten ſollte. Die Heiligen-Geiſtſtraße*) war angefüllt mit ſchauluſtigem Volke, und alle Fenſter der Häuſer bis zum Dache hinauf waren mit Neugierigen beſetzt, welche des Zuges harrten, der hier lang ſeinen Weg zum Kirchhofe nehmen mußte. Schon tönten vom

*) Die Heiligen-Geiſtſtraße empfing ihren Namen von dem Hospital und der Kapelle zum heiligen Geiſt, welche beide quer vor der Straße liegen, und über die das älteſte Dokument ein Schenkungsbrief vom Jahre 1313 auf Pergament in Mönchsſchrift war, der leider 1702 abhanden gekommen. Das Spitalgebäude iſt 1828 niedergeriſſen und neu aufgebaut worden, die Kapelle ſteht jedoch noch ſeit der Erbauung, und iſt vor kurzem nur renovirt.

Marien- und Nicolai-Kirchthurme herab die Glocken, da nahte von dem alten Rathhause her, durch die Georgen- und Heiligen-Geiſtſtraße der feierliche Zug. Den Schaarwächtern, welche durch das Volk Bahn brachen, folgten ſingend die Chorknaben der Heiligen-Geiſtkirche. Sämmtliche Geiſtlichen Berlin's in ihrem Ornate nebſt den Schöppen des Gerichts machten paarweiſe die zweite Abtheilung des Zuges; darauf folgte, umgeben von mehreren Perſonen des Hofes, und geſchmückt mit güldenen Ehrenketten, der alte Kanzler Lampert Diſtelmeyer*), welcher bei der

*) Kanzler Lampert Diſtelmeyer machte auf Befehl des Kurfürſten den erſten Entwurf zu einem Landrechte, welche Arbeit ſein Sohn Chriſtian fortſetzte, jedoch durch Staatsgeſchäfte verhindert, nicht beendigte. Die Diſtelmeyerſchen Entwürfe findet man im Mylii corp. Const. march. T. 6. — Möhſen's Geſchichte der Wiſſenſch. ꝛc.

Feierlichkeit die Perſon des Kurfürſten vertreten ſollte. Die dritte Abtheilung beſtand aus zwölf jungen Bürgern, ſchwarz gekleidet, von denen immer vier einen der Brüder mit ſich führten. Hinter ihnen trugen drei weißgekleidete Knaben von 14 Jahren die drei ſchlanken Lindenbäumchen, und ein Trupp Reuter beſchloß den anſehnlichen Zug. Auf dem Kirchhofe angelangt, ward zuerſt Gott in einem brünſtigen Gebete um Rettung der Unſchuld angerufen, worauf man, unter Abſingung frommer Lieder, zur Pflanzung ſchritt. —

Noch ehe die beſtimmte Zeit verfloſſen war, eilten täglich die Freunde der drei Brüder nach dem Kirchhofe, um den Fortgang der Linden zu prüfen. Mit jedem Male mehrte ſich ihre Freude, denn von dem ſchönſten Frühlingswetter begünſtigt, zeigten ſich an den jungen Bäumen bald friſche Keime,

und in wenigen Wochen ſprach man in ganz Berlin von der Unſchuld der drei Brüder, welche jetzt geſtanden, daß nur brüderliche Liebe ſie zur Selbſt-Anklage gezwungen habe. Der Kurfürſt ſelbſt beſichtigte die gepflanzten Linden, die aus dem oberſten Ende des Stammes kräftige Wurzeln in die Erde ſchlugen, deren eigentliche Wurzeln aber in wenigen Monden ſich in blätterreiche Zweige umwandelten, ſo daß die Bäume, ſtatt in die Höhe, gar üppig in die Breite wuchſen. Jeder Sommer gab einen neuen Beweis von der Unſchuld der Brüder, bis endlich nach mehreren Jahren die Linden eine ſolche Ausdehnung erhielten, daß ſie den ganzen Kirchhof überſchatteten, und der Ruf von ihrem ſeltenen Wuchſe ſich weit verbreitete. Wer eigentlich den Mord an Rapposi begangen, ließ ſich nicht ausmitteln, da man die Leute nicht mehr kannte, welche außer den Brüdern damals in ſeiner Nähe bemerkt wurden.

Bruno äußerte oft, daß der ehrgeizige Italiener, der mit sich längst zerfallen, aus Neid und Eifersucht wahrscheinlich sich selbst erstochen habe, und zwar in seiner Nähe, um durch den Verdacht ihn zu verderben. Die Sache blieb unergründet. Laura, die unglückliche Tochter des Kapellmeisters, welche in ihrem Busen noch immer eine Neigung zu Gotthold trug, konnte jetzt, nachdem jeder Verdacht, dem sie nie Raum geben wollte, geschwunden war, den Geliebten wieder an ihr treues Herz drücken. Gotthold reichte ihr jetzt seine Hand, und der priesterliche Segen vereinigte Beide an dem Jahrestage der Pflanzung unter den üppig sprossenden Linden.

Der Kurfürst wollte vor seinem Tode noch so viel unverdientes Leiden, und die seltene brüderliche Liebe belohnen, und erhob die drei Brüder in den Adelstand, so daß sie

sich ferner Bruno, Michael und Gotthold von der Linden nannten.*) —

*) In der Heiligen-Geist Kirche hat man noch vor mehreren Jahren die Namen und Wappen der Familie von der Linden gesehen, welche von den drei Brüdern abstammen soll.

2.

Der Stock als Verräther.

Wahre Begebenheit.

Wer den alten Thurm des Berliner Rathhauſes*), an der Königs- und Spandauerſtraßen-Ecke, genauer betrachtet, wird auf der

---

*) Im Jahre 1448 trennte Kurfürſt Friedrich II. die beiden Rathskollegien von Berlin. Dem Rath zu Köln ward das Haus an der Gertraudten- und Breitenſtraßen-Ecke; dem Berliniſchen Rath dagegen das Haus an der Königs- und Spandauerſtraßen-Ecke. Im Jahr 1484 wurde das letztere durch eine Feuersbrunſt zerſtört. Der Wiederaufbau brannte

Seite, welche in der erstgenannten Straße steht, im ersten Stock eine zugemauerte Thür entdecken, aus der in alten Tagen eine hölzerne Treppe hinab in die Königsstraße führte. Länge Zeit war hier der Haupteingang zum Rathhause, bis man dasselbe vergrößerte, die hölzerne Treppe, welche in der ohnedies hier sehr engen Königsstraße nur hinderlich wurde, fortnahm, die Thüre vermauerte, und zwei andere Eingänge in beiden Straßen eröffnete. So gleichgültig auch nun jene vermauerte Thür dem Forscher nach alterthümlichen Merkwürdigkeiten erscheinen mag, so darf sie doch von uns nicht unbemerkt bleiben, da sich auf der hölzernen Treppe vor ihr etwas zu-

---

1581 abermals ab, bis 1583 das jetzt noch stehende Eckgebäude mit dem hervorspringenden Thurm erbauet wurde. Der neue Theil des Rathhauses in der Spandauerstraße entstand 1693, der zwischen der Rathswaage und dem Thurm gelegene aber erst 1710. —

getragen, was damals ganz Berlin lebhaft intereſſirte.

Ein reicher Bäckermeiſter, — er heiße Balthaſar — der ſich nach und nach durch ein künſtliches Gewicht ſeiner Waaren, die dabei unmerklich kleiner wurden, ein hübſches Vermögen zuſammengebacken hatte, ohne große Anſtrengung daſſelbe aber noch vergrößern wollte, verkaufte ſein Geſchäft, um fortan von dem damals ſchon ſehr beliebten Wucher zu leben. Geld ging ihm über Alles, ein blankes Goldſtück verdunkelte für ihn Sonne, Mond und Sterne an Gottes klarem Himmel; er hörte nichts als den Klang des verführeriſchen Metalls. Ja er war, wie es hieß, zu Allem fähig, wenn es galt, ſich zu bereichern. Lange Zeit trieb Balthaſar ſein Weſen mit vielem Glück, er lieh große Summen aus, welche die Unglücklichen, die in ſeinen Netzen ſaßen, doppelt und dreifach zurückzahlen mußten. Allein wem er

einmal geholfen, der kam gewiß nicht wieder. Halb Berlin wußte von ſeinem Erwerb, aber man hätete ſich vor dem reichen Balthaſar, und ſo trieb er ungeſtraft ſein böſes Handwerk fort. Als nun des Himmels Zorn ſich nur gelind in Verminderung ſeiner Kundſchaft ausſprach, aber die Unglücklichen vor ſeinem Gelde flohen, und Balthaſar von dem erwucherten eigenen Fette zehren mußte, — als an den ſo beliebten Zahlungstagen die güldenen Münzen ausblieben, und der Bäcker ſeinen großen eiſernen Geldkaſten öffnen mußte, wenn er ſich an dem Anblicke des Goldes erfreuen wollte — da ſann er auf andere Mittel, wie ſein Mammon zu vermehren wäre. Bald hatte er eines gefunden. „Lange genug, — ſo ſprach er zu ſich ſelbſt — lange genug haben andere von meinem Gelde gelebt und mit ihm verdient, jetzt will ich auch einmal von Andern borgen, und mit fremdem Gelde mir einen neuen Wohlſtand gründen.

Ich will zu billigen Zinsen ein Darlehn aufnehmen, für das mir irgend ein Nothleidender die doppelte Summe verschreibt, — vielleicht, daß fremdes Geld mehr Segen bringt!“ Er dachte wohl dabei an die Thränen, die sein eigenes der Armuth gekostet. — Sein erster Gang schon war von Erfolg; denn wer hätte dem reichen Balthasar ein Darlehn verweigert, da man es bei ihm vollkommen sicher wußte. Balthasar besuchte eines Tages den Bäckermeister — er heiße Herrmann — denselben, der ihm vor mehreren Jahren seine Bäckerei abgekauft hatte. Als der Meister — Herrmann hatte bei Balthasar das Bäckerhandwerk erlernt, und später bei ihm sein Brod gefunden — zum ehemaligen Schüler in die Stube trat, und ihm sein Anliegen eröffnete, ihm bis übermorgen funfzig Dukaten zu leihen, indem er gerade kein Geld im Hause habe, trug Herrmann kein Bedenken, und gab willig, was Balthasar be-

gehrte. Er wunderte ſich keineswegs über den Antrag des reichen Meiſters, denn es war ihm noch aus früherer Zeit bekannt, daß Balthaſar nie Geld müßig liegen hatte; kein Wunder alſo, daß er dem ſichern Manne vertraute, und ohne Unterpfand die fünfzig Vollwichtigen aufzählte. Balthaſar dachte dabei ſchmunzelnd: ſind die Dukaten nur erſt in meiner Gewalt, ſo werde ich ſie nicht eher zurückzahlen, als es mir beliebt. So ſtrich er das blanke Gold in die hohle Hand, und lachte über die Dummheit Herrmann's, der auf die kurze Friſt nicht einmal einen Schuldſchein forderte. — Als er nun zu Hauſe angekommen, in ſeinem heimlichen Kämmerlein die blanken Goldſtücke nochmals einzeln durch ſeine zitternden Finger gleiten ließ, ward der Gedanke in ihm immer feſter, die fünfzig Dukaten nie zurückzugeben. Schwer konnte ihm der Betrug nicht werden, und als er den Deckel der eiſernen Geldkiſte feſt zu-

ſchlug, die jetzt um fünfzig Dukaten ſchwerer war, war ſein Plan in ihm eben ſo feſt. Der Termin der Rückzahlung kam heran, doch Balthaſar ließ ſich nicht ſehen. Der nächſte Tag verging ebenſo. Als auch der dritte verſtrichen, und Balthaſar ſich weder ſehen noch hören ließ, machte ſich Herrmann auf den Weg. Sein Schuldner konnte ja krank darnieder liegen. Balthaſar aber war vor ſeinem Gläubiger nicht zu Hauſe. Am nächſten Morgen ſtand er ſchon mit dem frühſten vor des Meiſters Thür, doch dieſe war verſchloſſen und blieb es; denn wie er vom Nachbar erfuhr, war Balthaſar ſeit geſtern Abend verreiſet. Wie ſollte er ſich des reichen Bäckers Betragen erklären? — Acht Tage lang peinigte ihn die Ungewißheit, bis er eines Morgens zufällig dem Meiſter begegnete. Er wollte erſt geſtern Abend von ſeiner Reiſe zurückgekehrt ſein. Der ehrliche Herrmann, der alles für baare Münze nahm,

befragte ihn ohne Argwohn nach seinem Befinden, der Reise, und endlich nach seinen fünfzig Dukaten. Wie aber staunte er, als Balthasar mit gleichgültiger Miene sich einen so schlechten Scherz verbat. Es kam zu Erklärungen, die bald in einen heftigen Wortwechsel übergingen. Der Wucherer betheuerte, die fünfzig Dukaten zur bestimmten Zeit zurückgezahlt zu haben, und Herrmann rief Gott zum Zeugen auf, daß er noch keinen rothen Heller erhalten! So hoch der Bäcker auch schwur, daß er sein Geld nicht zurück bekommen hätte, so blieb doch der Meister ruhig bei seiner Behauptung. Als nun aber Herrmann über diese unerhörte Frechheit vergaß, daß sie auf der öffentlichen Straße waren, und in der größten Wuth seinen ehemaligen Lehrherrn einen Schuft und einen Betrüger hieß, da verlor Balthasar seinen hämischen Gleichmuth, und brach in die Worte aus, die viele Umstehende hörten: „Wie könnt

Ihr

Ihr mich eines Verbrechens zeihen, das ich wahrlich nicht zu begehen brauche, denn ich habe Geld vollauf, und achte Eure funfzig Dukaten wenig! Ich leugne nicht, die Summe von Euch ohne Unterpfand empfangen zu haben, aber ich habe sie, wie ein ehrlicher Mann, zur bestimmten Zeit auch an Euch zurückgebracht. Warum streitet Ihr das, da ich das Geld doch an Euch selbst gegeben habe? O seht ihr Bürger, schrie er lauter, solch ein junges Blut und schon so frech im Leugnen! Der Bube ist nicht werth, daß ihn Gottes Sonne bescheint. Er ist der Betrüger, und wo er mir nicht das Gegentheil beweisen kann, so soll er an den reichen Meister Balthasar denken, so lange er lebt!" — Mit diesen Worten schritt er frech und zornig durch den Volkshaufen, welcher sich derweile um die Streitenden gebildet hatte. Herrmann stand wie vom Donner gerührt und sah stumm hinter dem Betrüger her.

Solche Frechheit hatte sein argloser Sinn nicht erwartet! Viele unter dem herbeigelaufenen Volke, die den Wucherer besser kannten, murrten laut, aber keiner hatte das Herz, dem jungen Meister gegen den reichen Bürger beizustehen.

Als Herrmann am Abend traurig in seiner Werkstatt saß, und an die schönen blanken Dukaten zurückdachte, die er sich zu einem Hauskauf sauer erspart hatte, da kochte in ihm auf's Neue die Wuth auf, und er war bald fest entschlossen, sich morgen vor Gericht nicht wie heut auf der Straße von dem Gauner verblüffen zu lassen. —

Am nächsten Morgen war er der erste auf der Rathsstube. Als der Rath seine Klage vernahm, schüttelte er den Kopf, klingelte, und Balthasar, der wohlbekannte Bürger und Meister, aber auch der wohlbekannte Wucherer, wurde in herkömmlicher Weise von sonst, die keine lange Vorladungen liebte, durch den Gerichtsboten auf's Rathhaus geholt.

Balthaſar hatte längſt berechnet, wie Alles kommen mußte, er kannte den Gang der Gerichte, er wußte, was ſeiner wartete, er wußte aber auch, daß er nicht der Mann war, dem man mit ſo ſchlichtem und gradem Verfahren wieder entreißen konnte, was er auf ſo ſchlauen und krummen Wegen erbeutet hatte. —

Seine Geſellen wollten bemerkt haben, wie er am vergangenen Abend ſein dickes ſpaniſches Rohr, einen Stock, den zu jener Zeit viele reiche Leute zu tragen pflegten, mit lächelnder Miene wohlgefällig betrachtet, und dann daſſelbe mit ſich in die Schlafkammer genommen, die er hinter ſich verſchloſſen. Ein Lehrburſche aber, der beſonders neugierig, hatte ſpäter an der Thüre gelauſcht, und den Meiſter ſägen und hämmern hören, auch das Klimpern mit Goldſtücken deutlich vernommen, endlich ſogar durch das Schlüſſelloch mit angeſehen, wie Balthaſar über einem Kohlenfeuer in ſeiner Kammer etwas geſchmolzen.

Niemand wußte seine nächtliche Arbeit bei verschlossenen Thüren zu deuten.

Als aber andern Tags der Bote vom Rathhause bei ihm eintrat, weigerte sich Balthasar durchaus nicht, der Aufforderung des Raths sogleich Genüge zu leisten, nahm ganz unbefangen seinen Hut und das spanische Rohr, das wieder an der Wand stand, und folgte seinem Führer. —

Unterdessen hatten sich viele Bürger auf dem Rathhause eingefunden, welche sämmtlich die beiden Bäcker genau kannten, Theil an ihrer Sache nahmen, und begierig waren zu hören, ob Wucherer Balthasar nicht wieder einen neuen Schurkenstreich verübt habe. Als dieser aber mit ganz gleichgültigem Gesichte unbefangen in die Schranken des grossen Saales trat, wunderten sie sich nicht wenig, und Herrmann, der mit reinem Gewissen dastand, schauderte selbst über die Unverschämtheit. Alles ward still. Ein Rath hatte

die Sache der beiden Streitenden mit allen Umſtänden zu Protocoll genommen. Herrmann beſtätigte die Relation; doch Balthaſar betheuerte wie zuvor die Rückzahlung des Geldes, und pochte immerfort mit allen Zeichen ehrlicher Entrüſtung: „Ich will's beſchwören, ich will's beſchwören, ſo wahr mir Gott helfe zur ewigen Seeligkeit.“ — Der junge Meiſter ward nun auch hitzig, und rief: „So ſoll er's beſchwören, ſo ſoll er's beſchwören, laßt ihn ſchwören, wenn er's kann!“ Er dachte, einen falſchen Eid, der ihn um ſeine Seeligkeit bringt, wird doch der Meiſter um funfzig Dukaten nicht keiſten! Die Menge ſchwieg, die Räthe nickten, und endlich hub einer, nach Erwägung mit ſeinen Collegen, an: Sintemal Kläger dem Beklagten einen Eid **do non soluta pecunia** zugeſchrieben, ſelbiger alſo bemeldeten Eid, durch ſeine Erklärung ſchwören zu wollen, acceptiret, ſo habt Ihr, Meiſter Balthaſar, den Eid darauf.

abzulegen, daß Ihr dem Bäcker Herrmann richtig und gewiſſenhaft die geliehenen fünfzig Stück Dukaten zurückgegeben habt. — Jetzt entſtand unter dem anweſenden Volke ein leiſes Geräuſch, denn jedermann glaubte, Balthaſar würde den Eid doch nicht leiſten können, und ſeine Schuld geſtehen, — an einen Meineid wagte keiner zu denken, — aber der Betrüger nickte ruhig mit dem Kopf und ſprach: „Nehmt mir den Eid ab.“ Er reichte dem heran getretenen Herrmann ſeinen Hut und Stock hin mit den Worten: „Haltet doch Eurem alten Meiſter aus Gefälligkeit nur einen Augenblick ſein ſpaniſches Rohr.“ — Herrmann wußte nicht wie ihm geſchah, er nahm Hut und Stock aus des Bäckers Händen, und dieſer ſprach nun mit der heiterſten Miene die Eidesformel nach. Als er mit den Worten: So wahr mir Gott helfe durch Jeſum Chriſtum zur ewigen Seeligkeit — Amen! endete, da erfaßte die Anweſenden ein heim-

liches Grauen, die Mehrzahl war fest überzeugt, daß sie einen Meineid gehört hatten. Balthasar nahm, freundlich dankend, Hut und Stock dem in Gedanken versunkenen Kläger ab; der Rath erkannte den reichen Bäcker für unschuldig, und der arme Herrmann wurde mit seiner Klage zurückgewiesen. — Die Sache war beendet, und das Volk strömte murrend und unzufrieden dem Ausgange zu. Jedermann hatte seine Augen auf die beiden Bäcker gerichtet, die still neben einander hergingen. Balthasar, nicht zufrieden mit dem Anerkenntniß seiner Unschuld vom Gericht, bemerkte gar wohl die Unzufriedenheit unter Herrmann's Freunden, und schnell beschloß er bei sich, seinen Ankläger noch mehr zu kränken. Auf der hölzernen Treppe vor der Thür des Rathhauses angekommen, blieb er einen Augenblick stehen, und indem er sein gewichtiges spanisches Rohr drohend gegen Herrmann erhob, schrie

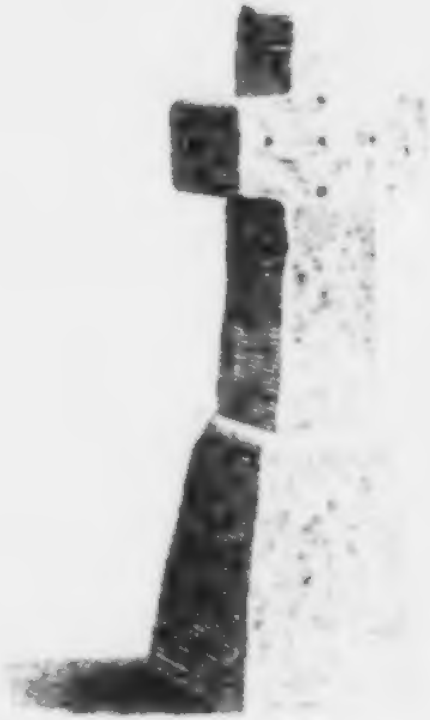
er heftig: „Ihr ſollt nicht ungeſtraft meinen Ruf gefährdet haben — Euer Verdacht hat mich um meine Ehre gebracht, die Ihr mir theuer bezahlen ſollt! Nur wer als Betrüger handelte, konnte Betrug von mir erwarten!“ — Solch eine Rede nach ſo ſchwerer Kränkung ließ der ehrliche Herrmann ſich nicht ruhig bieten. Mehrere gute Freunde ſtanden ihm zur Seite, auf die er im Nothfall rechnen konnte. Mit den Worten: „Meineidiger Hund!“ wollte er den Wucherer die Treppe hinab ſtürzen, dieſer aber hatte einen feſten Stand gefaßt, und wehrte ſich tapfer, indem er den andringenden Herrmann mit ſeinem ſpaniſchen Rohr aus aller Kraft über den Rücken ſchlug. — Der Schlag war ſo ſtark, daß das Rohr auseinander ſpaltete, und klimpernd rollten Goldſtücke auf das Steinpflaſter hinab, in denen man eingeſchmolzene Dukaten erkannte. Er hatte buchſtäblich die funfzig Dukaten, ehe er ſchwur,

dem Kläger in die Hand gegeben. — Der Streit der beiden Bäcker wurde jetzt Sache des Volkes, Balthasar's jesuitischer Kunstgriff war plötzlich vor Aller Augen klar geworden, die Zahl der Zuschauer mehrte sich mit jedem Augenblicke; Jeder sah, hörte und schimpfte über den Betrug des reichen Wucherers, und während die Jugend sich um die Goldstücke riß, drang das empörte Volk auf den entlarvten Balthasar ein, den jetzt die Rathswache kaum mehr schützen konnte. —

Balthasar, des Himmels Zorn fürchtend, der sich so göttlich hier offenbaret hatte, gestand seinen Betrug ein, und bot vieles Geld, wenn man ihm verzeihen und die Geschichte vergessen wollte. Der ehrliche Herrmann verzieh ihm zwar, da er Reue über sein Verbrechen zu empfinden schien; das Gericht aber war mit der Reue allein nicht zufrieden, sondern verurtheilte den Bäcker Balthasar, außer zu reichlicher Wiedererstattung,

Zeit seines Lebens eine seidene Schnur um den Hals zu tragen, welche die Stelle eines Strickes vertrat, und nach der der Scharfrichter von Berlin jährlich einmal von Amtswegen sehen mußte, für welchen Dienst ihm der Bäcker jedesmal funfzig Gulden auszuzahlen hatte.

(Hierzu das Kupfer Nr. 1., eine Abbildung des Berliner Rathhauses.)



Das Kreuz auf dem Marien-Kirchhofe.

Univ. Bibl.
München

3.

Der Muſikus und der Teufel.

(Nach einer Sage von dem ſteinernen Kreuze auf dem Marien-Kirchhofe.)

Vor vielen und vielen hundert Jahren,
Als die Kirchen noch ſehr ſelten waren,
Gab es für den Teufel immer viel Qual,
Vermehrte um eine ſich ihre Zahl.

Zum Glücke gab es viel fromme Chriſten,
Die nicht vertraut mit des Teufels Liſten,
Die bauten — zum Trotze ihm — in Berlin
Die ſchöne Kirche zu Sankt-Marien.

Der Teufel ſah es mit neidiſchen Blicken,
Und wollte vor Zorn darüber ſticken,
Doch bauten ſie fort mit frommen Geſang —
Daß dem Teufel wurde die Zeit gar lang!

Und als die Kirche fertig geworden,
Strömten die Ketzer in großen Horden
Herbei das chriſtliche Werk zu beſchau'n —
Sie ſahn es, und fühlten zu ihm Vertrau'n!

Sieh, Gottes Wort ergreifet die Haufen
Von Ketzern, die all herzugelaufen,
Sie treten gerührt in der Kirche Schoos —
Nun war aber erſt der Teufel recht los!

Der ſchwarze Geſell ſpie Gift und Galle,
Er ſah auf die Abtrünnigen alle,
Und ſchwur es ſich zu, bei der Höllenpein,
Den Menſchen nicht ferner dienſtbar zu ſein. —

Und ſo geſchah es an einem Morgen:
Ein Muſikus ging ganz ohne Sorgen
Zum Thurme hinauf bis zur höchſten Spitz,
Und nahm dort in friſcher Luft ſeinen Sitz;

Er ging — so wie's in der Christen Mitte
An Festtagen heischte stets die Sitte, —
Um laut zu blasen von des Thurmes Rand
Zum Lobe Gottes durch das ganze Land.

Und wie er bläst, faß't ohne zu fragen
Der Teufel ihn bei dem Mantelkragen,
Und schleudert ihn in sein offenes Grab,
Von dem Thurme auf die Straße hinab.

Der Teufel siehet ihn lachend fliegen,
Sieht ihn zerschmettert schon unten liegen —
Da aber hat Gott das Blättchen gewandt;
Denn der Musikus stand in Gottes Hand!

Und wie er stürzet vom hohen Thurme,
Kommt schnell vom Himmel mit wildem Sturme
Der Wind hernieder, der fürbaß sich setzt
In alle Falten seines Mantels setzt;

So wird er nun langsam bei dem Kragen
Vom Wind herab zur Erde getragen —

Und die Stelle, wo er geſund traf ein,
Bezeichnet noch heute ein Kreuz von Stein.

Dies ſteinerne Kreuz, welches früher an der Stelle ſtand, wo gegenwärtig das Küſterhaus iſt, und erſt ſeit dem Jahre 1726, beim Bau des gedachten Hauſes auf ſeine jetzige Stelle gerückt wurde, ſoll nach den mehrſten Chroniſten und Topographen von Berlin bereits im Jahre 1335 nach der hier geſchehenen Ermordung des Probſtes Nikolaus von Bernau errichtet worden ſein. Die Urſachen dieſer Ermordung werden ſehr verſchieden angegeben. In der Erläuterung zur Brandenb. Reformat. Hiſtorie lieſt man Folgendes: „Herr Nikolaus ſei in der Marien-Kirche wegen einer Forderung mit einigen von der Gemeine hart zuſammengekommen, weil man ihm

aber nicht folgen wollen, habe er mit dem Bann um ſich geworfen, und ſein Recht mit Gewalt behaupten wollen, hierauf mochte der Zank ſich mehren, und ein Auflauf des Volkes werden, welches auf den guten Mann losgedrungen und ſelbigen gar aus der Kirche getrieben; ſobald er vor den Kirchthüren war, ſchlug alles ſo verwegen auf ihn zu, daß er ſein Leben auf der Stelle laſſen mußte." — Der Biſchof von Brandenburg ſoll nun den wegen dieſes Exceſſes über Berlin und Köln ausgeſprochenen Bannfluch nur unter der Bedingung aufgehoben haben, daß die Gemeine ein Kreuz an der Stelle, wo der Mord verübt worden, errichten, und eine ewige Lampe unterhalten würde — daher glaubt man, daß die im Kreuze befindlichen Löcher zur Befeſtigung der ewigen Lampe gedient hätten. — Die Tradition er-

zählt, jedoch über die Entstehung des Kreuzes verschiedene Mährchen, von denen wir das interessanteste oben mitgetheilt haben.

(Hierzu das Kupfer Nr. 2, eine Abbildung des Kreuzes.)

Der

Univ.-Bibl.
München

4.

Der Neidkopf.

Wer das Haus Nr. 38 in der Heiligen-Geiſt-ſtraße*) mit ſeinem wunderlichen Abzeichen ſelbſt noch nicht ſah, der hat doch gewiß von ſeinem Namen: „der Neidkopf" gehört, den es ſeit jener Zeit führt, wo in Berlin noch keine Hausnummern exiſtirten, ſondern jedes Haus ſeine beſondere Benennung hatte. Die Tradition erzählt folgende nicht unintereſſante Anekdote, für deren Wahrheit ſich viele alte Leute Berlin's verbürgen wollen.

*) Siehe: die Namen der wichtigſten Straßen ꝛc.

König Friedrich Wilhelm I., der während seiner Regierung von 1713 bis 1740 sehr viel zur Erweiterung und Verschönerung von Berlin that, fand ein großes Vergnügen darin, das Leben und Treiben einzelner Bürger im Stillen zu beobachten. In einfacher Kleidung schlich er oft unerkannt durch die Straßen, warf einen prüfenden Blick in die Fabriken, trat nicht selten in die Werkstätte armer Handwerker, ließ sich mit diesen in eine Unterhaltung ein, und ergötzte sich an den drolligen Antworten der arbeitsamen Bürger. Auf solchen Wanderungen war ihm schon mehrere Male die Thätigkeit eines Goldschmidts aufgefallen, welcher in dem obengenannten Hause, das damals einer ärmlichen Hütte glich, und in sehr baufälligem Zustande war, gar eifrig mit seiner Kunst sich beschäftigte. Seine Werkstätte war im unteren Stock, und da er an heißen Sommertagen bei offenen Fenstern zu arbeiten pflegte, hatte

ihn der König, der eines Tages mit beſonders guter Laune zu ihm in die ärmliche Stube trat, leicht beobachten können. Sämmtliche Läden in der Straße waren ſchon geſchloſſen, denn die Zeit des Feierabends hatte längſt begonnen, um ſo mehr mußte alſo die Thätigkeit des Goldſchmidts dem Könige auffallen. Einen Augenblick ſtutzte der fleißige Mann über den unerwarteten hohen Beſuch, doch da er die ſonderbare Laune ſeines Monarchen kannte, faßte er ſich bald, und beantwortete mit vieler Dreiſtigkeit die Fragen des Königs, der ſich nach allen ſeinen Umſtänden erkundigte. Mit jedem Worte ſchwand mehr und mehr ſeine Schüchternheit, und von des Königs freundlichen Mienen ermuntert, erzählte er offen, wie ſehr die Armuth ihn drücke, und wie er oft Arbeit zurückweiſen müſſe, weil er aus Mangel an baarem Gelde die nöthigſten Auslagen für Gold und Silber nicht beſtreiten könne. Dem Könige gefiel die Offenheit

des ehrlichen Mannes, und er bestellte bei ihm ein goldenes Service, zu welchem ihm das nöthige Metall aus der Schatzkammer geliefert werden sollte. (Dies goldene Service ist noch bis zum Jahre 1807 im Gebrauch des Königlichen Hauses gewesen.)

Der glückliche Goldschmidt war nun noch fleißiger als zuvor, rasch ging die Arbeit von statten, die sauber und geschmackvoll einen Beweis von des Meisters Kunstfertigkeit gab. Der König besuchte ihn öfter, sah nach gewohnter Weise dem geschickten Arbeiter zu, und freuete sich über die nahe Vollendung des bestellten Kunstwerks. Eines Tages, als der König sich eben auch in der Werkstätte befand, bemerkte er an den Fenstern des gegenüber liegenden Hauses Nr. 11. zwei weibliche Personen, welche dem fleißigen Goldschmidt, der dicht an seinem Fenster arbeitete, sobald er nur aufsahe, gar abscheuliche Ge-

behrden vormachten, und widerliche Geſichter dazu ſchnitten. Der König, über eine ſo ſonderbare Nachbarſchaft ſich verwundernd, erkundigte ſich nach den Grimaſſiers gegenüber, und erfuhr, daß es Frau und Tochter eines reichen Goldarbeiters waren, welche aus Neid und Aerger über die Gnade, die er dem armen Kunſtgenoſſen zu Theil werden ließ, auf eine ſo wunderliche Weiſe ihre Wuth zu erkennen gaben. Unſer Goldſchmidt, von ſeinem hohen Gönner aufgefordert, erzählte jetzt auch, wie die böſen Weiber, bald Xantippen, bald Meduſen gleich, ihn gar oft in ſeiner Arbeit geſtört hätten, und wie er einſtmals nicht unterlaſſen können, unter den Arabesken einer Braten-Schüſſel eine ihrer Fratzen zu verewigen. Der König beſchloß bei ſich, den kleinlichen Brotneid des reichen Goldarbeiters ebenſo zu beſtrafen, wie er den Fleiß ſeines armen Günſtlings belohnt hatte. Nachdem die beſtellte Arbeit vollendet war, und das

neue goldene Service bereits im Königlichen Speiſeſaal prangte, befahl der gütige Monarch ſeinem Schützling, die alte Wohnung in der Heiligen-Geiſtſtraße zu räumen, indem er ihm eine andere, einſtweilen gemiethete, anweiſen ließ. Auf des Königs Koſten wurde hierauf das alte baufällige Haus niedergeriſſen, und dafür das jetzt noch ſtehende errichtet, an welchem ſich zwiſchen der 2ten und 3ten Etage, gerade in der Mitte der Fronte, in einer Niſche ein weiblicher Kopf in Lebensgröße befindet, deſſen Geſicht gar ſcheußlich verzerrt iſt; ſtatt der Haare winden ſich Schlangen um das Haupt, und der Mund ſteckt ſeine Zunge gierig nach dem gegenüber liegenden Hauſe aus. Dieſes Zerrbild, ähnlich einem Meduſen-Haupte, welches ein Spiegel für die neidiſchen Weiber des reichen Goldarbeiters ſein ſollte, wird noch jetzt der Neidkopf genannt.

Ob das Abzeichen fortbeſtehen muß, iſt nicht bekannt; jedoch hat man es bei dem mehrmaligen Abputzen des Hauſes ſtehen laſſen, und immer mit renovirt.

(Hierzu das Kupfer Nr. 3, eine Abbildung des Neidkopfes.)

5.

Die weiße Frau.

(Aus den Papieren meines Oheims.)

Gegen Ende des Jahres 1786, nach dem Tode Friedrich des II., war wieder mehr als je von dem Spuk der weißen Frau auf dem Königl. Schlosse zu Berlin die Rede. Man wollte in den Kellergewölben ein dumpfes Heulen vernommen, unbewohnte Säle und Gemächer zu nächtigen Zeiten erleuchtet gesehen haben. Endlich sollte sogar die weiße Frau selbst, einem jungen Mädchen erschienen sein,

Die weiße Frau

Univ.-Bibl.
München

die in Folge des Schreckens kurze Zeit darauf ſtarb.

Um ſo ſehnlicher erwarteten wir die Rückkehr unſeres Oheims. Er war als Aſſiſtent des Regimentsarztes Engel bisweilen um den König, während der Krankheit deſſelben, und mußte in der letzten Zeit dem Kronprinzen hin und wieder Nachricht von dem Befinden des Königs bringen. Von ihm hofften wir nicht nur manches über die letzten Lebenstage unſeres geliebten Monarchen zu vernehmen, ſondern waren auch beſonders auf ſeine Erzählungen von dem Spuk und den Geiſtererſcheinungen begierig.

In ſolchen Erzählungen hielt mein Oheim ſich nicht eben ſtreng an Wahrheit, ſie wurden aber nur um ſo angenehmer dadurch. Ein geborner Schleſier hielt er gar ſehr auf Volksſagen und Mährchen, die er in ſeiner Kindheit vernommen. Ein reiches Leben, eine rege Phantaſie machten ihn fähig, jedem Stoff

ein eigenes Intereſſe und einen beſonderen Sinn zu geben. Er that ſich auch nicht wenig auf dies Talent zu Gute. Es machte ihm viel Vergnügen, wenn der Kreis ſeiner Zuhörer in ängſtlicher Spannung an ſeinen Lippen hing und vor Neugier nicht zu athmen wagte. Die Bibliothek ſeines Vaters, eine Sammlung myſtiſcher Schriften über Hexen, Geſpenſter und Zauberei, waren der unerſchöpfliche Quell derjenigen Unterhaltungen, die wir Kinder beſonders (denn ich zählte kaum eilf Jahre damals) liebten. Dieſe Bibliothek war freilich, weil er ſeinen Aufenthaltsort öfter wechſelte, längſt in alle Winde zerſtoben; aber die beſten Ueberbleibſel hafteten in ſeinem Gedächtniß, worin ſie gleichſam genießbar gemacht wurden; worin ſich die rohe unvollkommene Literatur der damaligen Zeiten gleichſam zu verklären ſchien.

Ein trauriges Ereigniß vereitelte alle unſere Erwartungen auf ein ſchönes Geſpenſter-

Geſchichtchen. Der Oheim beſuchte uns wohl wieder; aber er war nicht mehr derſelbe. Mürriſch, in ſich gekehrt, mied er die Menſchen und ihre Fröhlichkeit. Auch mit der Erzählung von Mährchen und Geſchichten war es vorbei, und ſo oft ich, oder meiner Geſchwiſter einer, ihn nur etwas von der letzten Erſcheinung der weißen Frau auf dem Königl. Schloſſe hieſelbſt nur kurz und mit wenigen Worten zu berichten baten, verwies er uns mit Heftigkeit zum Stillſchweigen, wurde auch einſt ſo böſe, daß er nach Hut und Stock griff und davon rannte.

Da verboten uns die Eltern dann, den Oheim weiter mit ſolchen Bitten zu erzürnen. Uns Kindern freilich wurde nicht geſagt, daß die ſchöne Tochter des Schloßbeamten, die vor Schreck über die Erſcheinung der weißen Frau vom Schlage gerührt wurde, die Verlobte unſeres Oheims war, und unſere Tante werden ſollte, freilich wider Willen des Groß-

vaters, weshalb der Oheim dies alles auch so geheim wie möglich gehalten. —

Als er nach geraumen Jahren mit Tode abging, fand sich unter seinen Papieren folgendes Manuscript; überschrieben: die weiße Frau auf dem Königl. Schlosse zu Berlin, nebst genaue Auskunft über ihren Ursprung.

Am 16. Aug. 1786.
In der Wohnung des * auf dem Königl. Schlosse zu Berlin.

Meine süße Caroline!

Wenn mir auch aller Beruf zu irgend einer Autorschaft abgehen sollte, so würde doch Deine Bitte: alle Trümmer, die sich von dieser Sage noch in meinem Gedächtnisse finden, zu sammeln und Dir vorzulegen, so wie auch mein heißer Wunsch, in jeder Art mich

Dir gefällig zu erweiſen, alle Hinderniſſe beſiegen, alle Gebrechen beſeitigen und zu einem Schriftſteller mich begeiſtern. Uebrigens iſt wohl noch keine Geſpenſtergeſchichte unter ſo ſeltſamen und zutreffenden Umſtänden geſchrieben. Nicht nur der Ort, an dem ich mich befinde, gilt ſeit Jahren für den Lieblings-Spuk- und Tummelplatz der weißen Frau. Nicht nur, daß dies Zimmer mit ſeiner finſtern Ausſicht in den engen Hofraum auf den öden Thurm, das nächtige verfallene Gemäuer — mit ſeinen verwitterten Tapeten, den alterthümlichen wankenden Möbeln und vermoderten Vorhängen, ganz dazu geeignet iſt, eine Geiſterbeſchwörung anzuſtellen, oder einen Spuk an einen für ihn recht behaglichen und ſchicklichen Ort einzuladen. Auch die Zeit ruft dieſe Erſcheinung herbei. Der große Friedrich ſtirbt! — Es iſt ſchwer an ſeinen Tod zu glauben. Finden ſich doch Sagen bei allen Völkern und Nationen, daß ihre abge-

ſchiedene Lieblinge geraume Zeit nachher auf Erden noch weilten, und bei verſchiedenen Gelegenheiten ſich zeigten und wieder verſchwanden. — Ich ſah den König todtkrank und meine Wiſſenſchaft beſtimmt ſein Ende; allein es wird mir dennoch ſchwer zu glauben.

Hat je ein König es verdient, daß als Vorbedeutung ſeines Todes die Erde bebte, feurige Zeichen am Himmel ſtanden; der Sturm im menſchlichen Geheul und Wehklagen ſich vernehmen ließ, daß Gräber in den Kirchen ſpalteten, verhüllte Todte durch die Straßen wimmerten, ſo war es der Unſrige. Um ſo viel mehr iſt es die Pflicht der weißen Frau, jetzt ihre Exiſtenz kund zu geben, denn dies iſt immer noch das Wenigſte, was geſchehen kann. Und da genügt nicht das Wehklagen in unterirdiſchen Gewölben, die Fenſtererleuchtung in unbewohnten Schloßflügeln. Die Begebenheit, die uns bevorſteht,

iſt viel zu wichtig für einen ſolchen incog-nito Spuk.

Eben ſo wenig würde es zureichen, wenn ſie, um für meinen Uebermuth mich zu ſtra-fen, in eigener Perſon mir geſpenſtiſch jetzt über die Schulter guckte, oder mit Grabes-hauch mir durch die Locken bliese, oder mit eiſiger Hand mir über den Schädel und Rük-ken ſtriche. Ganz in Galla muß ſie vielmehr erſcheinen, umgeben vom glänzendſten Ge-folge hölliſcher Fratzen und Spukgeſtalten, mit klingendem Spiel und großer Janitſchaa-renmuſik aller unterirdiſchen Donner- und Pol-terinſtrumente.

Die weiße Frau würde ſich ſehr irren, wenn ſie glaubte, daß unſer einer etwas an-deres, als den pflichtſchuldigen Reſpekt vor dem ſterbenden König darin erkennen würde; — wenn ſie glaubte, daß unſer einer wohl gar davor erſchrecken könnte.

Wenn es schon thöricht ist, sich vor Geistern zu fürchten, wenn es keine giebt, so ist es viel thörichter noch, vor ihnen sich zu fürchten, wenn sie in der That existiren. — Denn unsere Seele, ein unsterblicher Theil wie sie, können sie der etwas thun? Und ist es nicht der Mühe werth, von seiner Unsterblichkeit sich zu überzeugen?

Was kann übrigens einem armen verliebten und hypochondrischen Mediciner Willkommneres widerfahren, als mit leibhaftigen Augen einen Geist zu sehen. — Ist doch all unser Wissen und Denken an Körper und Gestaltung gebannt, und wer darüber hinaus will, muß sich's gefallen lassen, für einen schlechten Arzt zu gelten. — Es giebt Augenblicke, Theuerste, wo Du — wo meine Liebe — — — doch davon sollst Du niemals hören.

Wer aber heute so wie ich den König gesehen; seine vergebliche Anstrengung, sich auf die Cabinets- und Regierungs-Angele-

gen-

genheiten zu besinnen, die ihm Zeit seines Lebens mehr als alles am Herzen lagen; wie er seine nächsten Umgebungen und Freunde schon nicht mehr kannte; wie er leidend hülflos in einem Sessel lag, den er nicht Tag noch Nacht verlassen konnte, und dennoch von einer baldigen Genesung träumte. — Wer das gesehen, durfte der nicht mit Fug und Recht an Seele und Unsterblichkeit und alles, was je darüber gedacht, philosophirt, geträumt und gefabelt wurde, zweifeln? Wohin entschwand der Geist, die Kraft, das Feuer des Helden, verzehrt sich dies mit den Organen? O der Tod ist ein gefährlicher Skeptiker für den Mediciner, weil er alles empirisch erweist. — Daß man auch jetzt so ganz ohne allen Glauben und von Kindheit an in der Aufklärung erzogen wird! Ich glaube, ich würde noch auf dieser Welt ein besserer Christ werden, wenn jemals ein Geist sich mir zeigte.

Die Erſcheinung der weißen Frau vor dem Tode fürſtlicher Perſonen iſt faſt hiſtoriſch zu nennen, weil alle gleichzeitige Schriftſteller davon erzählen, und ſie auch allgemeinen Glauben fand. — Und ich ſage noch einmal, wenn die weiße Frau unter gegenwärtigen dringenden Umſtänden mit ihrer Erſcheinung ausbleibt, da obendrein ein ganz ſimpler Compagniechirurgus ſie auf ſolche Weiſe zu hudeln und foppen wagt, und endlich mein König ſelbſt in ſeinen **memoires de Brandenbourg** nichts von ihr wiſſen wollte — ſo iſt es mit aller ihrer hiſtoriſchen Reputation vorbei, ſo hat ſie nicht verdient, daß ſolch ein König in ſeinen Schriften von ihr Notiz nimmt, und es wird ferner kein redlicher, patriotiſch geſinnter Mann an ihr glauben.

Erſcheinungen der weißen Frau auf dem Königl. Schloſſe zu Berlin.

Die erſte dieſer Erſcheinungen, von der man ſich erzählt, war bei Ableben des Churfürſten Johann George im Jahre 1598. Hierauf wiederholte ſie ihre Erſcheinung bei Ableben des Churfürſten Johann Sigismund.

Johann Berger, Hofprediger deſſelben, ſagt in ſeiner Leichenpredigt, die noch vorhanden iſt:

Es hat ſich die weiße Frau in leidtragender Geſtalt auf dem Churfürſtlichen Schloſſe ſehen laſſen vor Perſonen allerhand Standes und Alters, daß alſo an ihrer Erſcheinung nicht zu zweifeln iſt.

Ferner erzählt derſelbe: Sr. Churfürſtlichen Gnaden befragten mich, ob auch die weiße Frau wieder ſei geſehen worden? worauf ich geantwortet: Se. Churfürſtliche Gnaden hätten ſich wegen der weißen Frau nit

zu fürchten, solche würde Deroselben nit schaden können.

Johann Christoph Nagels lateinische Dissertation, über das berühmte Gespenst, genannt: die weiße Frau, berichtet: daß die weiße Frau den Tod des Prinzen Philipp Erdmann, auf seinem Stuhle sitzend, ihm verkündet.

J. M. Rentsch, Brandenburgischer Hofprediger, erzählt in seinem Cedernhain: Es sei die weiße Frau im Jahre 1628, also während des dreißigjährigen Krieges, erschienen, und habe mit lauter Stimme ausgerufen: **Veni, judica vivos et mortuos.**

Peter Goldschmidt sagt in seinem höllischen Morpheus: Es habe sich in den Jahren 1659 und 1666 die weiße Frau in Berlin sehen lassen, und bald darauf sei die Mutter des Churfürsten gestorben. Damals habe der Oberstallmeister von Burgsdorf ungebührliche Zweifel dagegen geäußert, sie sei ihm

darauf selbst begegnet, habe ihn hart angeredet und ihn die Treppe hinunter geworfen.

Im Jahre 1667 hat sie ebenfalls nach allgemeinen Zeugnissen den bevorstehenden Tod der Churfürstin Luise Henriette angedeutet, in dem Schlafzimmer und auf dem Sessel der Fürstin sitzend, als ob sie schriebe. Als die Fürstin selbst gekommen, habe sich die weiße Frau verneigt und sei verschwunden.

Auch den Tod des großen Churfürsten hat sie verkündet. Der Hofprediger Brunsenius versichert, daß, als er Sontags zur Predigt auf's Schloß gegangen sei, er die weiße Frau erblickt, sich Tag und Stunde genau gemerkt habe, und gerade im Jahre darauf der Churfürst gestorben sei! —

Auch Friedrich der Erste starb bald nach ihrer Erscheinung. Er rief eines Tages: Ich habe die weiße Frau gesehen, und muß sterben! Zweifler behaupteten, er sei nur seiner Gemüthskranken Gemahlin, die ihren Wär-

tern entschlüpft, begegnet, aber die Vorbedeutung erfüllte sich bald.

Dem König Friedrich Wilhelm zeigte sie sich öfters; er brauchte nur eine Thür zu öffnen, so stand sie da, aber er suchte sie möglichst zu meiden, und machte deshalb lieber einen Umweg.

Wer aber ist oder war der hier durch Zeugnisse glaubwürdiger Personen und durch historische Documente verbürgte Geist? So höre ich mit Recht Dich fragen. Die Erscheinungen desselben, beste Caroline, gingen den mannigfachen Deutungen voran, weshalb mehrere Personen für die weiße Frau ausgegeben worden.

Hauptsächlich werden drei genannt. — Laß uns zu Gericht sitzen, meine Theure, und die Ansprüche einer jeden prüfen.

Als im Jahre 1598 die weiße Frau sich auf dem Berliner Schlosse zeigte, hielt man sie für die schöne Gießerin Anna Sydow,

die Wittwe des Stückgießers Dietrich Sydow, und nachmals die Geliebte des Churfürsten Joachim II. — Johann George mußte seinem Vater auf dem Todbette versprechen, die schöne Sydow weder an Person noch Eigenthum zu kränken, und gab ihr außerdem einen Geleitsbrief. Beides hinderte ihn jedoch nicht, nach dem Abscheiden seines Vaters sie in lebenslänglicher Gefangenschaft auf der Festung Spandow zu halten. Das Mitleid mit der schönen Sydow erzeugte unter den Brandenburgern die Sage, daß sie aus Rache an den Churfürsten ihm und allen seinen Nachfolgern erschien, um ihnen das Todes-Urtheil zu verkünden.

Aber es geschehen wohl schlimmere Frevel, als Anna Sydow zu erdulden hatte, ohne daß ein Rache-Geist aus dem Grabe wiederkehrt. Auch litt die schöne Wittwe so ganz unverdient nicht, denn während ihres Glükkes war sie sehr hoffärtig, und gab der Chur-

fürstin manches Aergerniß, so daß Johann George wohl Ursach hatte ihre Vergehen wider seine Mutter zu strafen. Gesetzt aber sie dürfte sich an ihm seiner Wortbrüchigkeit halber rächen, was haben dessen Nachkommen an ihr verschuldet. Die eben so gut auch die Nachkommen Joachims II. waren, ihres Geliebten, ihres Wohlthäters?

Wir verwerfen also diese Sage als unzusammenhängend, unwahrscheinlich und unglaublich, und wenden uns zu einer anderen Tradition, welche die Gräfin Orlamünde nennt. Diese, eine geborne Hohenzollern, war die Gemahlin des Grafen Otto I. Nach dem Tode ihres Gatten warf sie ihre Augen auf Albrecht den Schönen, Burggraf von Nürnberg, und trug ihm ihre Hand an, welche dieser aber unter dem Vorwand, daß sie aus ihrer früheren Ehe zwei Kinder habe, ausschlug. Albrecht mochte wohl nicht umsonst der Schöne heißen, denn aus Liebe zu

ihm entſchloß ſich die verwittwete Gräfin Orlamünde zur That der Medea. Sie ſtieß ihren beiden ſchlafenden Kindern eine lange Nadel in die Hirnſchale, und tödtete ſie ohne daß eine Spur des Mordes ſichtbar ward. Demnach entdeckte man die gräuliche Unthat, und die Verbrecherin ward von ihren Anverwandten in lebenslänglicher Haft gehalten. Bis ihre Bußezeit verſtrichen, erſcheint ſie den Hohenzollern und beneidet ſie um ihre bevorſtehende Seeligkeit.

Aber zu unnatürlich iſt der Frevel, ich mag ihn weder von einer Hohenzollern noch einer Deutſchen mir denken. — Hinweg mit dieſem fürchterlichen heilloſen Geſpenſt aus unſerem Herrſcherhauſe, was ich dir jetzt erzählen will, iſt heiter, ja lieblich und hat durchaus nichts Grauenhaftes. Du ſelber Theuerſte! wirſt mir eingeſtehen, daß es kein frömmeres und rührenderes Geſpenſtermährchen giebt.

Der Glaube frommer Vorzeit ſtellte die verehrten Fürſten unter dem Schutze höherer Weſen. Und wer kennt unſeren König, der mit der größten Unerſchrockenheit jedweder drohenden Gefahr ſich Preis gab und wohlerhalten ſtets ihr entkam, und möchte dieſen Glauben nicht theilen?

Doch ſoll dies auch Aberglauben ſein, ſo vergeſſe man nicht, daß Liebe zu dem Herrſcher ihn gebar, und weil wir dieſelbe Liebe von unſeren Vorfahren geerbt; wenn ſchon unſere Denkweiſe ſich ſehr von der früheren unterſcheidet, wenn gleich Mythe und Geſchichte in unſeren Begriffen ſtreng geſchieden ſind — werden wir immer jetzt noch gerne hören, was man früher gerne glaubte.

Ueber den eigentlichen Urſprung der weißen Frau.

d. 17. Auguſt, ebendaſelbſt.

Vor alten alten Zeiten blühte das Geſchlecht der Roſenberg und war mit den mächtigſten Fürſtenhäuſern durch Heirathen in Verwandtſchaft getreten; das Glück verbreitete über dieſen Stamm alle ſeine Gaben, Ehren, Macht, Anſehen und Reichthümer, daß man ſeinen Glanz und Wachsthum wohl dem Einfluß höherer Weſen beilegen möchte. In der That zeigte ſich auch hin und wieder ein Geiſt auf den Schlöſſern der Roſenbergs, von deſſen Urſprung man nichts wußte, der aber ſeinem Wirken und Weſen nach, wie auch den Zeugniſſen aller damaligen Magier und Geiſterſeher nur ein wohlthätiger ſein konnte.

Eine weiße Frau ſchwebte zuweilen bei

Tages oder nächtlicher Zeit durch die Gänge der Schlöſſer, ſie war von ehrwürdigem und ſanftem Anſehen, that Niemanden der ihr in den Weg kam ein Leides, und wer ſie grüßte, dem dankte ſie, mit ſo huldreichem Weſen, daß aller Friede der Geiſterwelt auf ihr niederſank.

Am Geſchäftigſten erſchien ſie, wenn irgend Feſte bevorſtanden, darin die Roſenbergs ihre Reichthümer und Pracht offenbaren wollten. Alsdann war ihr Umgehen lärmend und ſtörriſch. Thüren klirrten auf, fielen zu, Geräthe polterten, es rauſchte mit Fittigen, raſſelte wie Regen und Schloſſen, und was des Geräuſches mehr war. War aber der Lärm vorüber, ſo ſtrahlte alles in wunderbarer Helle, die Möbel ſtanden ſauber angeordnet, daß der ſchärfſte Blick kein Stäubchen, kein Fleckchen finden mochte und alle reichen Gefäße und Trinkgeſchirre, die zum Prunk in den Sälen ſtanden, die Waffen und Sieges-

trophäen an den Pfeilern, erglänzten als ob sie eben aus der Werkstatt kämen. Wenn die Gäste alsdann das lärmende Gelage spät in der Nacht verließen, fand sich am andern Morgen wieder alles seines Orts und Stelle, ohne daß irgend eine Menschenhand daran gelegt war.

Seltener traf man sie in ruhigen Zeiten. Es mußte denn sein, daß das Gesinde in seinen Diensten läßig, oder seine Pflichten verabsäumte, oder Flüche und gotteslästerliche Reden im Munde führte. Letzteres bestrafte die weiße Frau gar hart, mit Schlägen, Steinwürfen oder Schreckniſſen aller Art, den Läßigen erschien sie aber nur in ihrem friedlichen Wesen und mahnte sie an ihre Pflicht, welches allemal guten Erfolg hatte.

Bei Anwesenheit fürstlicher Personen mochte sie am liebsten ihre dienstfertige Nähe kund geben. So erzählen die Archive, daß Catharina von Montfort eine Fürstin von

Hohenzollern beſuchte, die Roſenbergs waren damals ſchon mit dieſem Hauſe in enge Verwandtſchaft getreten, weshalb ſich die weiße Frau auch in ihren Schlöſſern zeigte. Als die Montfort ſich zum weggehen anſchickte, rief die Frau von Hohenzollern nach Licht, weil aber keiner der Diener und Mägde ſogleich bei der Hand waren, ſtellte ſich die weiße Frau mit einer Fackel ein und leuchtete dem Gaſt gar ehrerbietig die Treppe herunter.

Auch das neckiſche Weſen, was alle Geiſter an ſich haben, fehlte ihr nicht, womit ſie oftmals Leute zum Tode erſchrecken, was aber nicht als böſer Wille, ſondern als Unvorſichtigkeit anzuſehen iſt. Denn ſie überlegen nicht, daß Fremde bei ihrem Anblicke ſich entſetzen, während ihre Lieblinge daran gewöhnt und in ihrem Umgang etwas Trauliches und Beſeeligendes finden.

Eine hohe Fürſtin beehrte einſt eines der

Rosenbergschen Schlösser mit ihrem Besuche. Sie war ohne es vorher ankündigen zu lassen, eingetroffen, so daß die Schloßfrau gewiß in großer Verlegenheit gewesen wäre, hätte sich die weiße Frau nicht einige Tage zuvor geschäftiger als je gezeigt, so daß wohl zu merken war, was bevorstand, und Küche und Keller auch in ihren Anstalten nicht zurückblieben. Die Fürstin war nicht wenig verwundert alles zu ihrem Empfang so wohl bereitet zu finden. Sie erstaunte über die Pracht und Nettigkeit des Schlosses, und konnte die Bedienung auf demselben nicht sattsam loben. Wie groß war ihre Verwunderung jedoch, als sie ihr Schlafzimmer betrat, und dasselbe ganz so zugerichtet und angeordnet fand, wie das ihrige daheim. Das Bett war auf dieselbe Weise gemacht, die Vorhänge gerade so gesteckt, ein ganz ähnlicher Spiegel hing an derselben Stelle, und alle Möbles an Form, Farbe und Stellung

glichen den ihrigen. Für eine ſo zarte Ueberraſchung erſchöpfte ſie ſich natürlich in huldreichen Dankſagungen gegen die Schloßfrau, die ſie in ihr Schlafgemach begleitete. Letztere war nicht minder überraſcht, allein ſie wollte ihr Familiengeheimniß, und daß ihr der Dank nicht zukäme, ungern verrathen. Die Fürſtin entließ ſie endlich mit den Worten: So will ich denn nun thun hier wie zu Hauſe, denn in der That ich kann nicht umhin. Als die Gräfin ſich entfernt, trat die Fürſtin vor den Spiegel, ließ ſich von der Kammerfrau den Kopfputz abnehmen, den dieſe, in einer Schieblade ganz wie daheim bewahrte. So ging es auch mit den übrigen Theilen des Putzes. Die Fürſtin dünkte ſich ſchon ganz zu Hauſe, und wandte ſich gähnend nach der Stelle, wo ihre Sanduhr ſich befand.

Geiſter, mußt du wiſſen, liebe Caroline, können nie etwas ganz vollkommen machen, liegt

liegt es nun in der Flüchtigkeit ihres Weſens oder hat ſich der Schöpfer ganz allein das vollendete Schaffen vorbehalten. — Mit einem Worte, die weiße Frau, die alles ſo trefflich und täuſchend eingerichtet, hatte vergeſſen die Sanduhr umzukehren, und als die Fürſtin dahin blickte und den Sand nicht rinnen ſah, fragte ſie: warum iſt denn meine Uhr heut nicht umgedreht worden, ich möchte wiſſen, was die Glocke iſt. Um dieſen unverzeihlichen Fehler auszugleichen, trat die weiße Frau plötzlich aus der Wand und rief haſtig: 10 Uhr iſt's, Euer Liebden, — worauf ſie ſogleich wieder verſchwand. Die Fürſtin aber wäre aus großem Schrecken faſt geſtorben.

Aber nicht nur für das zeitige Wohl, auch für das ewige ihrer Schützlinge ſorgt die weiße Frau. Bei bevorſtehenden Todesfällen im Geſchlechte der Roſenbergs oder der mit ihnen Verwandten, ſieht man ſie in Leidtragender Geſtalt durch die Gänge ſchwe-

ben, oder sie erscheint auch wohl dem Sterbenden selbst, und ermahnt ihn an den Himmel zu denken. Ja als der Letzte, der mit den Rosenbergs vielfach verschwägerten Neuhaus, plötzlich zum Sterben kam, ohne daß man zeitig genug einen Beichtvater herbei schaffen konnte, hatte die weiße Frau dem schon vorgesehen. Sie war dem Pater Nicolaus Pistorius erschienen, mit der Bitte, sich eiligst auf den Weg zu machen, und das Sakrament mitzunehmen.

Der Pater kam auch eben zeitig, um den Kranken, der schon in den letzten Zügen lag, nach guter Vorbereitung dem Himmel zu überlassen.

Diese und ähnliche Dinge erzählte man sich bereits von der weißen Frau, theils als Sagen, die sich vom Vater auf den Sohn vererbten, theils aus den Familienarchiven, darin es verzeichnet — als ein gelehrter Magier sich entschloß nach Oesterreich zu reisen,

um von dem wirklichen Vorhandenſein des Geſpenſtes ſich zu überzeugen. Die weiße Frau ließ den Gelehrten auch gar nicht auf ſich warten, denn kaum war er in einem Flecken angelangt, wo die Roſenbergs ein Schloß hatten, als er ſchon auf dem Markte, und zwar bei hellem Mittag, an dem Fenſter eines alten verfallenen Thurmes ſie erblickte. Sie war, wie jener Magier nach dem Zeugniſſe des Johannes Riſt, in ſeinem geheimen Schatzkämmerlein, uns erzählt, weiß gekleidet, mit zurück geſchlagenem Wittwenſchleier, daß man ihr mildes Antlitz gar wohl erkennen konnte, und der Magier erkundigte ſich alsbald bei den Umſtehenden, ob dies auch wirklich die berühmte weiße Frau ſei, von der man ſich ſo viel erzählte. Alle beſtätigten dies und fügten zur Beglaubigung hinzu, was ſie wußten. Als ſie aber während ihres Reden ſtets mit Fingern auf die Erſcheinung deuteten, ward dieſe allmählig bläſſer und

immer bläſſer bis ſie endlich verſchwand. Der Magier unterſuchte hierauf den Thurm, aber alle Treppen, Gänge und Geſchöße waren zerfallen.

Berengar, alſo nennt Johannes Riſt den gelehrten, und der Magie wohl kundigen Reiſenden, ließ ſich hierauf das Schloß zeigen, und betrachtete die Familienbilder gar aufmerkſam. Eines derſelben, eine edle Matrone in Wittwenkleidern feſſelte ſeine Aufmerkſamkeit gar ſehr, denn es glich auf ein Haar jener weißen Geſtalt im Thurmfenſter; er ließ es daher herunter nehmen und reinigen, und fand die Inſchrift darauf: Perchta, Gräfin von Roſenberg. Auch die Schloßbewohner, welche die weiße Frau bereits hinlänglich kannten, fanden ihre Aehnlichkeit mit dem Bilde nunmehr höchſt überraſchend. Der Magier aber behauptete, ſie ſei ihm nur deshalb im Thurmfenſter erſchienen, um ihn auf ihren Urſprung hinzuleiten, und nach dieſer

glücklichen Spur hoffte er durch eifrige Nachforschungen denselben bald ganz zu entdecken. Wenn dir, meine theuerste Caroline, der Name Perchta auffallend sein sollte, so bedenke, daß er einer sehr unorthographischen Zeit angehört, daß Namen überhaupt in jeder Provinz fast sich verändern, und so wie Albert und Albertus, Ruprecht, Rupertus und Robert neben einander bestehen, Perchta oder Prechta so viel wie Bertha bedeuten.

Folgende Auskunft über die Gräfin von Rosenberg verdanken wir den Forschungen des Gelehrten Berengar.

Perchta, eine geborne Hohenzollern, vermählte sich gegen Ende des 14ten Jahrhunderts mit Mathes von Rosenberg. Sie war schön und von edlem männlichfesten Gemüthe, ihrem Gemahl daher sehr unähnlich, dessen ausschweifende rohe Lebensart oftmals ihr Innerstes empörte, so daß sie ihn mit heftigen Worten darum zu Rede stellte.

„Haſt du mir nicht Treue geſchworen, ſprach ſie einſt zu ihm, und doch muß ich, die ich von ſo guter Geburt bin, meinen Gemahl mit jeder leichtfertigen Dirne theilen. Nicht nur, daß du meineidig biſt, auch mich machſt du dazu, denn welch ein Wohlbehagen ſoll ich an deinem Leib finden, den Gott dir gab zur Behauſung der unſterblichen Seele, du aber zum Aufenthalt der Wolluſt und der Laſter herabwürdigſt. Wenn du auch mich verachteſt, ſo fürchte die Rache Gottes, die, wenn oft lange, niemals ganz ausbleibt, und bei dir ſchon zeitig eintreten wird, weil dein Leben zu keinem Heil führen kann.“

Nach ſolchen harten Ermahnungen beſſerte ſich Roſenberg zwar für einige Zeit, da traf es ſich aber wieder, daß ihm ſeine luſtigen Zechgeſellen begegneten, die ihn lachend empfingen: Seht, da kommt ein Mann, der ſich im Voraus ſein Fegefeuer abverdient. Er hat ein Weib, das macht ihm mehr zu

ſchaffen als irgend einem Heiligen ſein Caſteien und Märtyrthum. Reſpekt vor dem Mann, der ſein im Himmel ſitzen wird, während wir im hölliſchen Pech und Schwefel zechen. Aber weil wir uns denn heut zufällig begegnet, ſo iſt es billig, daß wir brüderlich Abſchied nehmen, weil unſere Wege ganz auseinander gehen für ewig! Roſenberg widerſtand der Einladung nicht, und als er heimkehrte zu ſeiner Gattin ſprach er: „dein Predigen bringt mir Schimpf und Schande vor aller Welt, du biſt nicht mein Hauspfaff, ſondern meine Hausfrau, darum ziemt es dir nicht, mir ins Gewiſſen zu reden, ſondern du ſollſt hören, was ich ſage und es befolgen!“ Von der Zeit an hatte die edle Perchta nicht nur den Verdruß, daß ihr Gemahl ſeine vorige Lebensart wieder anfing, ſondern mußte auch manche gar harte Mißhandlung von ihm ausſtehen. — Sie trug ihr Schickſal aber mit Geduld und Ergebung, und fand allen

Troſt in der Erziehung ihres Sohnes Ulrich. Aber nach einem Jahre verfiel ihr Peiniger durch ſeine Ausſchweifungen in eine gefährliche Krankheit. Als er auf ſeinem Todbett lag, ließ er ſeine Gattin zu ſich rufen, und bat ihr alles zugefügte Unrecht ab. „Hätte ich dir gefolgt, fügte er hinzu, ſo würde ich jetzt nicht auf dem Todbette liegen, und mich vor Gottes Rache fürchten, o Prechta! Prechta, wie weiſe ſind deine Ermahnungen geweſen.“

Von dieſen Worten war Prechta ſo gerührt, daß ſie in aller Ewigkeit nichts weiter zu thun begehrte, als für die Seeligkeit der Ihrigen zu ſorgen.

Als der letzte ihrer Enkel Peter Wock im Jahre 1539 geboren wurde, zeigte ſich die weiße Frau bei Tag und Nacht in dem Zimmer, wo man das Kind wartete, ermahnte die Wärterinnen zu Fleiß und Achtſamkeit,

betrachtete das Kind und liebkoſete es. Einſt traf es ſich jedoch, daß eine junge Dirne zum erſtenmale Nachts an der Wiege wachen ſollte, lange kämpfte ſie gegen den gewohnten und ihrer Jugend nothwendigen Schlaf, endlich aber übermannte ſie der Schlummer doch ein wenig, und als ſie ſich ermunterte, ſah ſie mit Entſetzen das weiße Geſpenſt, trauernd und ſeufzend das zarte Knäblein liebkoſen.

Zuerſt rief die Wärterin: Alle guten Geiſter loben Gott den Meiſter. Aber dieſer Spruch blieb unwirkſam. Da faßte ſie ſich noch einmal ein Herz und ſchrie: Im Namen meines Heilandes Jeſu Chriſti beſchwöre ich dich, dies Kind zu laſſen und hinzugehen, wohin du gehörſt.

Da gebehrdete ſich das Geſpenſt ſehr kläglich und jammerte laut:

„Alſo du unwürdige Dirne verbannſt mich von dieſem Kinde? Wiſſe, daß dies Kind aus

meinem Stamme bürtig, und durch deſſen nach einander erzeugten Kindeskindern aus meinem Geblüt herkömmt. Deshalb ſollteſt du mir alle deiner gnädigen Frau gebührenden Ehren erweiſen, denn nicht ich bin die Fremde, wohl aber du, die erſt ſeit geſtern einen Fuß in dieſe Schlöſſer geſetzt. Doch jetzt muß ich gehen. Weh dir, wo du dies Kind nicht ſorgſam warteſt; wofern du aber fleißig und achtſam auf ihn biſt, ſoll es zu deinem Vortheil ſein, und wenn er einſt erwachſen iſt, ſag ihm, wie ich ihn geliebt, und wie ich aus dieſem Theil der Wand ſtets zu ihm zu kommen pflegte, wohin ich jetzund wieder zurückkehre."

Nach dieſen Worten verſchwand ſie in der Wand, und ward ſeitdem nicht wieder auf den Roſenbergſchen Schlöſſern geſehen, ſo daß man es weiß.

Peter Wock, als er heran gewachſen, und ſolches von ſeiner Amme erfuhr, ſann

lange nach warum die weiße Frau aus jener Wand zu ihm zu kommen pflegte. — Endlich ließ er nachgraben, und fand einen unermeßlichen Schatz daſelbſt.

Es iſt aber keine Frage, daß die weiße Frau, nachdem ſie auf ſolche Weiſe, durch eine ſchlechte Dirne, von ihrem letzten Nachkommen vertrieben, ſich zu den Hohenzollern zurückwandte, denn der Churfürſt Joachim der II., wußte auf unbegreifliche Weiſe alle Sterbefälle in ſeiner Familie vorher, weil er damals ſchon die Erſcheinung der weißen Frau zu deuten wußte. Erſt 1598, bei dem Tode des darauf folgenden Churfürſten Johann George, fing man allgemein an, die weiße Frau als Todesbotin zu betrachten, was ſie bis auf den heutigen Tag verblieb.

Hier, meine theure Caroline, haſt du das Mährchen, es iſt kein Mord- noch Rachegeiſt, der unſere Könige beunruhigt. Ein Himmelsbote kündet ihnen die Erlöſung vom

Leid der Erde an, und kein Hohenzollern darf vor ihr erſchrecken, wie kein Hohenzollern auch noch je vor dem Tode gezittert hat.

Ebendaſelbſt, den 18. Auguſt.

Ich habe noch hinzu zu fügen, daß ich bis ſpät in der Nacht an dieſem Mährchen geſchrieben hatte. Es war in meinem Zimmer ſchwül und ich öffnete das Fenſter. Der Himmel war ſo rein, die Nacht feierte ihren ſchweigenden Triumph, und tauſend Sternenaugen blickten friedlich nieder, da ging der Gedanke an Unſterblichkeit wieder in mir auf, und meine Augen floſſen über, weil ich ihn in meinem Buſen faſſen konnte. Vielleicht, dachte ich, iſt dies der Augenblick, wo der Geiſt meines Königs ſich der irdiſchen Hülle entwindet, und darum feiert die Natur ſeinen Aufſchwung über unermeßliche Fernen, in ſo ſtiller ſtolzer Erhabenheit. —

Als ich so dachte, durchzog ein Seufzer die Luft, und erschütterte mich durch und durch bis ins Innerste; — einige Sekunden blieb es still, dann hörte ich etwas an der Thüre rauschen und zu Boden sinken, ich öffnete die Thür. — Eine weiße weibliche Gestalt lag ohnmächtig da, ich schlug ihren Schleier zurück, es war Caroline. — Ohne zu forschen, was dieser Auftritt bedeuten sollte, hob ich sie empor, um sie nach ihrem Zimmer zu tragen. Ich mußte an einer Wache vorüber. Ein Soldat sprach zu dem andern, daß ich's hörte: Sieh, das ist dein Gespenst, da wird es hingetragen.

Als Caroline wieder zur Besinnung gekommen war, gestand sie, meine Schrift vom ersten Abende gelesen zu haben, weßhalb sie meine Herzhaftigkeit auf die Probe stellen gewollt. Sie habe noch spät Licht in meinem Zimmer bemerkt, und daraus geschlossen: ich müßte noch wach sein. Ein Badekleid und

ein Schleier ſollten ihr das Anſehen des Geſpenſtes geben, aber ſchon, als ſie zufällig in einen Spiegel geſehen, habe ſie ein entſetzliches Grauen empfunden; dennoch habe ſie ſich auf den Weg gemacht, die Wache floh mit Entſetzen wie ſie ſich zeigte, als ſie aber mein Zimmer erreicht, ſei gleichfalls eine weiße Geſtalt ihr entgegen gekommen, habe den Schleier gelüftet und mit Grabesblick ſie angeſehen. — Was weiter geſchehen, wußte ſie nicht. — Wenige Stunden darauf ward dem Kronprinzen der Tod ſeines Vaters angekündigt, die Zeit traf genau zu. — Die weiße Frau alſo hat mich beim Wort genommen, Caroline ſtarb um fünf Uhr Morgens. — O, daß ich meinem Könige und meiner Braut bald nachfolgte!

Von der Erſcheinung der weißen Frau, und auch von einer ſolchen Verkleidung einer zärtlichen jungen Dame, waren viele Ge-

nichte damals in Umlauf. Ob mein Oheim seit der Zeit an Geister glaubte, wage ich nicht zu behaupten. Nur als Ergänzung setze ich eine seiner früheren Aeußerungen, welche denselben Gegenstand betrifft, hierher.

Als nämlich im Jahre 1783, die Abhandlung über die weiße Frau vom Professor Eberhard, in der Berliner Monatsschrift erschien, war niemand ungehaltener darüber, als mein Oheim.

Eben die Leute, sagte er, die am heftigsten wider den Aberglauben eifern, sollten dem Himmel für die Erschaffung des Aberglaubens dankbar sein, denn wogegen können sie anders mit ihrem halben Loth Gehirn schreiben?

Soll man denn an Geister glauben? wandte ihm jemand ein.

Ich rede nur vom eifrigen dawider schreiben, fuhr er fort. Mit demselben Rechte, mit dem man die weiße Frau für eine Ein-

bildung abergläubiſcher alter Weiber erklärt, könnte man den Bachus oder Apoll für Erfindungen abergläubiſcher Bildhauer, oder Thor und Freia für Schwärmerei abergläubiſcher Barden halten; wobei man mehr verliert als gewinnt. Wir haben die ſinnlichen Kräfte der Seele, als Phantaſie und Einbildungskraft, eben ſo wenig, wie die Idealen umſonſt, und wenn derjenige abergläubiſch zu nennen iſt, der der Phantaſie ohne Urtheil traut, ſo iſt es der nicht minder, der nur dem Urtheil, getrennt von allen anderen Seelenkräften ſich überläßt. Eben ſo wenig wie man einen ritterlichen Wappenrock tadeln kann, weil er nicht nach dem Schnitt eines modernen Frackes gemacht, eben ſo wenig, und viel weniger noch, ſoll man den Glauben älterer Zeiten und Völker nach neueren Begriffen zuſchneiden. — Freilich! wenn man das Panier der Abgeſchmacktheit aufpflanzt, wird immer die Menge darauf ſchwören,

denn

denn hier fühlt und begreift sie am besten. Aber hier ist der Unterschied an seinem Platze, zwischen dem Allgemeinen und dem Gemeinen für alle. — Lohnt es sich wohl der Mühe, einen ganzen Bogen mit dem Beweis anzufüllen, daß die weiße Frau weiter nichts als eine fürstliche Wittwe sei? Der Herr Professor Eberhard hätte sich die ganze Mühe ersparen können, denn im Plattdeutschen sagt man noch an einigen Orten für eine Wittwe (Witt-Wyf) eine Wittfrau, und hier hätte man die weiße Frau sogleich. Weiß war übrigens die allgemeine Trauerfarbe der Wittwen, nicht bloß der fürstlichen. Man konnte also bei jedem bevorstehenden männlichen Sterbefall sagen: Aha! nun wird sich bald eine weiße Frau zeigen! — Aus diesem Sprichwort, behauptet der Professor Eberhard, sei die Sage von der weißen Frau entstanden, hat aber in aller Eile dreierlei vergessen. Erstlich, daß jene gespenstische Wittwe als ein gut aristo-

kratiſch geſinnter und loyaler Geiſt nur fürſtlichen Perſonen erſchien, 2) ſowohl Männern als Weibern, 3) nicht nach, ſondern vor ihrem Tode.

Wenn das hiſtoriſche Critik heißt, wenn ſo der Volksglaube beurtheilt werden muß, wenn Etymologie der Schlüſſel der Mythen ſein ſoll, ſo hat man in jenen Zeiten ſinnreicher geträumt, als die Aufklärung urtheilt, — wenigſtens ich kenne kein Mährchen, was ſo wenig Zutreffendes hat, wie dieſe Erklärung deſſelben.

(Hierzu das Titelkupfer, eine Abbildung der weißen Frau.)

6.

Der Simſon.

Ueber der Thüre des Hauſes No. 25 in der Wallſtraße *) erblickt man ein Basrelief, das einen Mann vorſtellt, der auf ſeinem Rücken den Flügel eines Thorwegs fortträgt. Die Tradition erzählt von dieſem Hauſe folgende Anekdote:

*) Sämmtliche Wallſtraßen Berlin's, (kleine, Nieder- und Ober- ꝛc.) erhielten ihre Benennungen von den Feſtungswerken und Wällen, deren ehemalige Lage ſie bezeichnen. Siehe: die Namen der wichtigſten Straßen ꝛc.

Zu der Zeit als in Berlin der erste Versuch mit dem Lotterie-Spiel **) gemacht wurde, lebte hier ein armer Schuhmacher, der sich und seine zahlreiche Familie nur kümmerlich durch seiner Hände Arbeit zu ernähren suchte. Das Unglück verfolgte den armen Handwerker in solchem Maaße, daß

**) Im Jahre 1763 legte der Italiener Calsabigi dem Könige Friedrich II. den Plan zu einer Zahlenlotterie vor, welcher genehmigt wurde. Aus den Ueberschüssen jeder Ziehung erhielten fünf Mädchen eine Aussteuer, und die Ziehung geschahe jedesmal auf dem Rathhause durch zwei Waisenknaben, in Gegenwart des Gouverneurs, des Lotterie-Kommissarius und zweier Schöppen. Anfänglich wurde die Lotterie für Königl. Rechnung verwaltet, dann dem zum Kommerzienrath erhobenen Calsabigi, und als dieser nicht bestehen konnte, den Grafen von Reuß und von Eichstädt im Jahre 1766 in Pacht gegeben. Im Jahre 1767 wurde neben der Zahlenlotterie noch eine Klassenlotterie errichtet. Siehe: Mila's Berlin 1829.

Etymologen behaupten wollen, die Redensart: „der Mensch hat Pech!“ habe seine Entstehung jenem unglücklichen Schuhmacher zu danken. —

Schon verzagte der hart gedrückte Familienvater immer mehr und mehr, der bei der größten Thätigkeit nicht so viel Arbeit finden konnte, um das tägliche Brod zu verdienen; da belebte sein Weib durch einen klugen Einfall plötzlich noch einmal alle seine sterbenden Hoffnungen. Das geschwätzige Weib erzählte ihrem muthlosen Manne von dem Glücksspiel, dem Reiche und Arme voll Vertrauen nahten, und das seit kurzem mehrere Glückliche gemacht hatte, und gab ihm zuletzt den guten Rath, mit dem ersten Gelde, das er einnehmen würde, doch auch einmal sein Glück in der Lotterie zu versuchen. Der arme Schuhmacher, der wenig zu verlieren hatte, glücklichen Falls aber viel dabei gewinnen konnte, ließ sich beschwatzen, gab den

Bitten ſeines Weibes nach, und mit dem Verdienſt, den ihm das nächſte Paar Stiefeln brachte, eilte er in den Tempel der Fortuna, um für ſchweres Geld leichte Hoffnung zu kaufen. Weib und Kinder empfingen den heimkehrenden Glücksritter mit großem Jubel, und von Hand zu Hand wanderte das kleine Blättchen Papier, das ein Jeder mit heiliger Scheu berührte, und das ſo leicht eine Anweiſung auf — Nichts ſein konnte! Des Schuhmachers Weib, in ſibylliniſchen Künſten erfahren, dividirte mit der Zahl Drei in die Nummer des Looſes, und ſiehe da! das untrügliche Zeichen des Glückes war vorhanden, denn die verhängnißvolle Drei ging darin auf. Kaum war das Loos im Beſitz des Schuhmachers, ſo ſchien auch wirklich das Glück bei ihm einzukehren; denn noch war der Jubel über die gemachte Entdeckung nicht verſtummt, ſo wurde ſchon unſer Meiſter zu einem neuen Kunden gerufen. Die

Frau Meiſterin ging in die Küche, in der Hoffnung auf den heute noch zu erhaltenden Gewinn, ein feſtliches Mahl zu bereiten, und die Kinder blieben allein im Zimmer, fortwährend beſchäftigt, das kleine Papier, worauf die Eltern einen ſo großen Werth legten, in Proceſſion von einem Orte zum andern zu tragen. Der älteſte Junge des Meiſters, der mit dem Schatze ſeiner Schulkenntniſſe oft dem Vater zu Hülfe kommen mußte, hatte bald den Inhalt des Lotterie-Looſes heraus buchſtabirt, und indem ſich ſein Reſpekt vor dem kleinen Papierchen vergrößerte, glaubte er ſich zu einem Werke der Vorſicht berufen; er entwand ſeinen ſpielenden Geſchwiſtern das Loos, und klebte es zur allgemeinen Sicherheit, mit Hülfe eines ihm gerade zur Hand ſtehenden Kleiſtertopfes, an die Stubenthür.

Da ſtand die kleine Familie und ſtaunte bald das angeklebte Loos, bald den kühnen

Bruder an, der aus Stolz über seinen klugen Gedanken kaum den Vater bemerkte, welcher plötzlich leichenblaß in die Stube stürzte, und nach seinem Loose schrie. Die Blässe des Schuhmachers aber verwandelte sich augenblicklich in ein fürchterliches Zorn-Roth, als seine Augen den Inbegriff aller seiner Hoffnungen an der Thüre gewahrten. „Welche Range von Euch hat das Glück meines Lebens an die Thüre gekleistert? — schrie der Meister in einem Anflug von Wahnsinn — auf jene Nummer fiel das große Loos! So eben ist die Ziehung beendet, und ich erhalte das Geld nur, wenn ich das Loos dort vorzeigen kann.“ — Das Papier von der Thüre abzulösen, ohne dasselbe zu vernichten, war ebenso unmöglich, als den tobenden, von Freude und Schmerz halb zerrissenen Schuhmacher zu besänftigen. Die Vorsicht des Sohnes konnte bei dem wüthenden Vater keine Nachsicht finden. Da fiel plötzlich

dem vorsichtigen Jüngling ein neuer kluger Gedanke ein; mit den Worten: „hier, Vater, habt Ihr das Loos, jetzt holt Euch den Gewinn!“ hob er die Stubenthür aus ihren Angeln, und schob sie dem immer noch donnernden Schuhmacher auf den Rücken. Der magere Meister erlag beinahe unter der Last seines Looses, doch die Freude über den Gewinn gab ihm Simson's Stärke, und ohne sich zu besinnen, schleppte er keuchend das **größte Loos**, auf welches jemals gewonnen wurde, durch die Straßen dem Rathhause zu, wo er natürlich mit großem Gelächter empfangen wurde. Zum Andenken an diese Wallfahrt — so erzählt man sich — habe der Schuhmacher von seinem Gewinn das Haus in der Wallstraße Nro. 25 bauen, und sich über der Thüre desselben abbilden lassen, wie er eben im Begriff, sich seinen Lotterie-Gewinn zu holen. —

Etwas Wahres dürfte wohl dieser Anek-

dote zum Grunde liegen, da dieſelbe von vielen Berlinern gleichlautend erzählt wird; ob ſie jedoch gerade mit dem beſagten Hauſe in Verbindung ſteht, wage ich zu bezweifeln, indem es hiſtoriſch iſt, daß bis zum Jahre 1735 das Köpenicker-Thor auf dem Flecke ſtand, wo ſich jetzt das Haus Nro. 23 befindet, welches darum als Abzeichen einen Simſon erhielt, der das Thor fortträgt. Die eiſernen Hespen des alten Köpenicker-Thores werden noch jetzt in dieſem Hauſe aufbewahrt.

7.

Konrad Schütze, der Badegast.

Die Badestuben in der Mark waren bereits im zwölften und dreizehnten Jahrhundert in Gebrauch gekommen, wo sie ihre erste Einrichtung dem durch die Kreuzzüge eingeschleppten Aussatz zu danken hatten. Daß das Baden darauf in der Mark, und besonders in Berlin sehr Mode gewesen, bestätigt eine Begebenheit, welche die märkischen Geschichtsschreiber erzählen, jedoch ohne genaue Angabe der Zeit, in welcher dieselbe vorgefallen, so wie auch die eigentliche Veranlassung zur

Hinrichtung der Hauptperson bisher unentdeckt geblieben ist. Es wird hier nicht überflüssig sein, diese Begebenheit, welche sich auf die Zeitumstände und auf die Denkungsart der Berliner gründet, und ein Beispiel des damaligen Rechtsganges giebt, so vollständig wie möglich zu erzählen.

Der Erzbischof Dieterich zu Magdeburg hatte an den Herzog Rudolph von Sachsen, welcher sich in Berlin aufhielt, seinen Secretair Konrad Schütze, einen Geistlichen, mit Aufträgen gesandt. Als dieser in Berlin angekommen, ging er nach damaliger Gewohnheit, noch ehe er sich seines Auftrags entledigt, in die Stadt-Badestube, welche auf dem sogenannten Krögel *) lag. Auf

*) Krögel oder Krewel ist wahrscheinlich ein wendisches Wort, welches eine Bucht der Spree bezeichnet, von welcher die dahin führende enge Gasse ihren Namen erhalten hat. — Hier befand sich das älteste Badehaus von

dem Wege dahin begegnete ihm die ehrbare Frau eines geachteten Bürgers, die er auf öffentlicher Straße scherzweise fragte: ob sie nicht mitgehen und ihm beim Baden Gesellschaft leisten wollte? Sie strafte seine Frechheit mit einem durchdringenden Blick, und er ging lachend von dannen. Die Frau mochte sich entweder gegen ihren Mann über die Kühnheit des Fremden beschwert haben, oder es hatten einige Bürger ihre Unterredung mit angehört und dem Manne hinterbracht, genug die Sache kam zur Klage. Alle Bürger nahmen Theil an der, einer achtbaren Frau zugefügten Beleidigung, und der Scherz des Secretairs hatte üble Folgen, von denen die geringste war, daß die Berliner einer über-

---

Berlin, worin zwei gewölbte Stuben waren, in denen beide Geschlechter, von einander abgesondert, mit aller Bequemlichkeit baden konnten. Möhsen's Geschichte d. Wissensch. d. M. B. II.

triebenen Eifersucht beschuldigt wurden, von welcher sie später Karl IV. durch das Rebhansfest*) zu kuriren suchte. Doch nicht allein die Eifersucht des Mannes, sondern wichtigere Ursachen hatten die Bürgerschaft, und selbst den Magistrat gegen den Fremdling und seinen Herrn aufgereizt. Schon seit längerer Zeit waren die Berliner mit den Geistlichen nicht zufrieden, indem sie von ihnen

*) Kaiser Karl IV. haßte die Eifersüchtigen, und führte deshalb in der Mark, zuerst in seinem Hoflager zu Tangermünde, Gastmahle ein, wo Personen beiderlei Geschlechts in sogenannter bunter Reihe mit einander speisten. Es war dabei erlaubt, daß Jeder seine Nachbarin, wenn sie auch eines Andern Frau, küssen und ohne Verdacht in allen Ehren nach Hause bringen durfte. Diese Gesellschaften hießen Rebhane, und wahrscheinlich hat die Benennung später zu dem Worte Hahnreb den Ursprung gegeben, da diese Feste so ausarteten, daß sie nach dem Tode des Kaisers von den Magistraten verboten wurden. Möhsen's Gesch. d. Wissensch. d. M. B. II.

mit beständigen Geldforderungen beschwert wurden. Durch die Kriege mit dem Erzbischof von Magdeburg, dem Bischof von Lebus und anderen hatte die Mark so viel gelitten, daß sich der Haß der Berliner gegen die vornehme Geistlichkeit bei jeder Gelegenheit vergrößerte, zumal da diese die Gewalt der weltlichen Obrigkeit sehr herunter gebracht, und ihre Hofleute sich gar viele Freiheiten, besonders im Umgange mit dem schönen Geschlechte, herausgenommen hatten. Außerdem war die große Bedrückung der Stadt, mit der sie wegen der Ermordung des Probstes Nikolaus von Bernau *) bestraft worden, noch in frischem Andenken, so daß die Berliner gern eine Gelegenheit ergriffen, ihrer Erbitterung gegen die Geistlichkeit einmal Luft zu machen. Der Erzbischof Dieterich stand übrigens zu jener Zeit beim

*) Siehe: Seite 46 dieser Sagen und Miscellen.

Bischof Ludewig von Brandenburg, welcher den über Berlin, wegen des Mordes, ausgesprochenen Bannfluch nur gegen eine ansehnliche Geldbuße zurücknahm, als Vikarius in Diensten, weshalb man ihm Schuld gab, daß er nicht wenig zur Bedrückung der berlinischen Bürger beigetragen. Da nun die Bürger und der Rath von Berlin dem Erzbischof Dieterich nicht anders beikommen konnten, so benutzten sie die beleidigende Aeußerung des Secretairs Konrad Schütze, und fingen einen schlimmen Handel an, wobei dieser das Bad austragen mußte. In mehreren Versammlungen hatten sie, mit Zustimmung des Magistrats, ihren Racheplan entworfen, dessen Ausführung sie nicht lange anstehen ließen. Einige Tage nach dem Vorspiel auf der Straße, als gerade Konrad Schütze an der Tafel des Herzogs von Sachsen zu Mittag speiste, ließen sie ihn durch die Stadtdiener aus der herzoglichen Wohnung

nung holen, und — um ihre Rache, unter dem Schein des Rechts und einer ſchnellen Juſtiz, an dem Erzbiſchof zu nehmen, — öffentlich auf dem neuen Markte *) durch den Scharfrichter enthaupten. Zu dieſer Execution wurden ſie durch ein beſonderes Privilegium berechtigt, welches die Bürger von Berlin vom wiedergekommenen Waldemar erhalten hatten, und nach welchem ſie alle Fremde und ſogar die eigenen Hofbedienten des Landesherrn, ſobald ſie Unfug verübten, nach den Stadtgeſetzen verurtheilen durften. —

*) Der neue Markt erhielt ſeinen Namen zum Unterſchiede von dem Molkenmarkt, welcher damals noch der alte Markt hieß. Auf demſelben ſtand das Hochgericht. Siehe: die Namen der wichtigſten Straßen ꝛc.

8.

Die Ribbe.

Auf dem Molkenmarkt *), an der Ecke der Vollengaſſe **), befindet ſich ein

---

*) Der älteſte Marktplatz in Berlin, an welchem (nach Nicolai) der erſte Anbau der Stadt im Anfange des 13ten Jahrhunderts begonnen haben ſoll, hieß früher der alte Markt, erhielt aber im Jahre 1600 den Namen Molkenmarkt, weil man hier die Milch verkaufte, welche auf der von der Churfürſtin Catharina in der köllniſchen Vorſtadt angelegten Meierei gewonnen wurde. Siehe: die Namen der wichtigſten Straßen ꝛc.

**) Dieſe Gaſſe empfing ihre Benennung

Haus, welches als Abzeichen ein Schulterblatt und eine Ribbe von bedeutender Größe hat, nach welchen es seit vielen Jahren seinen Namen führt. Kinderfrauen erzählen ein abgeschmacktes Mährchen von einem Riesen, welcher Berlin erobert, und in diesem Hause residirt haben soll. Einige beherzte Berliner hätten den kolossalen Sieger in der Nacht überfallen, ihn ermordet, die Stadt von ihrem Feinde befreit, und zum Andenken an diese Heldenthat das Haus mit dem Schulterblatt und einer Ribbe des Riesen geschmückt. — Diese jetzt noch sichtbare Ribbe gehörte jedoch weder einem Riesen, noch — wie kluge Leute behaupten wollen — einem Wallfische, sondern ist aus Holz gemacht, und diente dem Hause, welches in frühe-

---

nach den an Markttagen hier zum Verkauf gebrachten Zwiebeln (Bollen) u. a. Küchengewächsen.

rer Zeit ein Wirthshaus gewesen, als Aushängeschild. *)

*) Zu den ältesten Wirthshäusern in Berlin gehörten: der güldene Arm (Heiligegeiststr.) der güldene Anker (Spandauerstr.) der römische Kaiser (Molkenmarkt) die weiße Taube und das preußische Wappen (beide in der Heiligen Geiststr.) der weiße Schwan (Judenstr.) der güldene Löwe (Königsstr.) die Stadt Ruppin (Spandauerstr.)

9.

Der Fisch am Berlinischen Rathhause *).

Gewiß haben viele Einwohner Berlin's von einem eisernen Fische gehört, welcher vor vielen Jahren am Rathhause, in der Spandauerstraße **), bemerkt wurde, und über

---

*) Siehe: die Anmerkung Seite 25 dieser Sagen und Miscellen.

**) Diese Straße erhielt ihren Namen von dem Thore, welches nach Spandow führte, und das bis 1730 am Ende der Straße in der Ge-

dessen Ursprung nur wenig bekannt ist. Einige Alterthumsforscher wollen behaupten, der Fisch zeige an, wie hoch einst in Berlin das Wasser gestiegen sei; doch ist dieser fabelhaften Erklärung keinen Glauben zu schenken. Richtiger ist wohl die Erklärung, welche auch Jacob Schmidt (s. **Collect. memorab. Berolin. Decas I.**) anführt, daß dieser eiserne Fisch früher den Fischern die Größe angab, unter welcher sie keine Fische mit dem Garn fangen, und zur Stadt bringen durften. — Hier ist der Ort eines aus Sandstein geformten Spottbildes in Vogelgestalt, mit menschlichem Antlitz und langen Thierohren, zu gedenken, das sich noch heute an einem der niederen Strebepfeiler des Rathhauses, gerade über dem Halseisen befindet. Ueber die Aufstellung dieses Pranger-

---

gend der jetzigen Garnisonkirche stand. Siehe: die Namen der wichtigsten Straßen ꝛc.

Götzen, von einigen „der Kolk“ genannt, ſchweigen alle hiſtoriſchen Quellen, doch ſoll dieſes antike Kunſtwerk gewiß nichts anders, als eine Allegorie des Prangers ſein. —

10.

Der Luſtgarten.

Noch vor zehn Jahren geſchahe es, daß Fremde neugierig nach dem Luſtgarten fragten, während ſie ſich bereits in demſelben befanden. Der große viereckige Platz mit ſeinem ſtaubreichen Sandboden, und einigen ſchattenloſen Pappelbäumen, die ihn begrenzten, hatte eben ſo wenig Aehnlichkeit mit einem Garten, als er Luſt darbot, ſo daß man den Fremden, welche ſich ſtreng nach der Benennung richteten, die Frage wohl verzeihen konnte. Eine kurze Mittheilung über die Entſtehung des Namens ent-

Der Lustgarten im Folge vom Schlosse
angesehen

Univ. Bibl.
München

ſpricht der Tendenz dieſes Werkchens, und obgleich ich bereits eine etymologiſche Erklärung in meiner Schrift: die Namen der wichtigſten Straßen ꝛc. gegeben habe, ſo glaube ich dieſelbe doch hier wiederholen zu dürfen, indem der Luſtgarten, wie er im Jahre 1690 geweſen, hier durch eine treue Abbildung dargeſtellt wird — die neuen Anlagen vor dem Königl. Muſeum aber auch der alten Benennung ihr Recht wieder geben.

Der Luſtgarten war urſprünglich ein moraſtiger Platz, und wurde 1573 zuerſt in einen Obſt- und Küchengarten des Churfürſten Johann George umgeſchaffen. Unter der Regierung Friedrich Wilhelms des Großen, vom Jahre 1640 bis 1688, geſchah viel zur Verſchönerung der Umgebung des Schloſſes. Der ehemalige Küchengarten wurde durch bedeutende Anpflanzungen erweitert, er erhielt nach und nach ſchattige Ulmengänge, Baſſins, Springbrunnen, marmorne Statuen, ein Po-

meranzenhaus, und auf der Stelle, wo jetzt die Börse steht *), im Jahre 1650 sogar ein zwei Etagen hohes Lusthaus, wo der Hof in Sommertagen zuweilen speiste. Der Küchen- und Obstgarten nahm hier bald nur einen sehr kleinen Raum weg, so daß die Anlage den Namen Lustgarten damals mit Recht verdiente. Im Jahre 1715 verwandelte König Friedrich Wilhelm I. den Lustgarten in einen Paradeplatz, die Umgebung aber wurde seitdem mit so vielen schönen Gebäuden, in der neuesten Zeit der Platz selbst mit dem Prachtgebäude des Museums geziert, daß die Veränderung für das Auge nur vortheilhaft sein konnte, zumal da die jetzigen neuen Anlagen auch des alten Namens würdig sind.

*) Siehe: das Kupfer Nro. 4.

(Hierzu das Kupfer Nr. 4., eine Abbildung des Lußgartens im Jahre 1690.)

Univ. Bibl.

II.

Ein Zeugniß über die frühere Lebensart der Berliner.

Der berühmte Abt Johann Tritheim *), den Churfürst Joachim I. im Jahre 1505 an seinen Hof berief, um sich von ihm in

*) Er war 1464 zu Tritheim im Churfürstenthum Trier geboren. Er besaß große Kenntniß in der Geschichte, Mathematik und Poesie, und war nach damaliger Art ein guter Theologe, und zugleich Philosoph; auch gab er sich mit der Medicin und Chemie ab. Möhsen's Geschichte der W. d. M. B. II.

der griechischen Sprache, besonders aber in der Mathematik und Geschichte unterrichten zu lassen, schrieb um diese Zeit aus Berlin folgendes:

„Ich lebe hier in großen Gnaden bei dem Churfürsten; allein von allem gelehrten Umgange gänzlich verlassen. Die Einwohner sind gut; aber zu rauh und ungelehrt. Sie lieben mehr die Schmausereien und das Trinken, als die Wissenschaften. Selten findet man einen Mann, der die Bücher liebt; sondern aus Mangel einer guten Erziehung und Lebensart, ziehen sie die Gesellschaften, die Pokale und den Müßiggang vor." — *).

*) So sehr der Churfürst ihn auch mit Ehren und kostbaren Geschenken überhäufte, so blieb er doch nur neun Monate in Berlin.

12.

Drei originelle Grabschriften aus Berlin's Kirchen.

1.

In der alten Petrikirche *) befand sich folgende Grabschrift:

---

*) Die St. Petrikirche stammt vermuthlich aus der ersten Hälfte des 13ten Jahrhunderts; in den Jahren 1555, 1615 und 1675 wurde sie ausgebessert, und 1717 gänzlich erneuert. Im Jahre 1724 wurde beschlossen, die Kirche mit einem Thurme zu zieren, der 1730 vollendet war, als in demselben Jahre ein Blitzstrahl Thurm, Kirche und viele um-

„Mit Empfehlung der Seelen in die treue Hand Gottes, wollte ihrem liebſten Ehegatten auch nach dem Tode an der Seite ruhen Juſtina, verehlichte Lichtſcheidin, geborene Hagen;“

„Dieweil in dieſer Jammerwelt ſie ſonſten
nichts ſo ſehr gelabt,
Als daß ſie einen ſolchen Gott und einen
ſolchen Mann gehabt!“ —

2.

Der Kantor und Schullehrer am grauen Kloſter, Namens Dithmar erhielt in der Nicolaikirche *) folgende Grabſchrift:

ſtehende Häuſer zerſtörte. 1733 wurde der neue Aufbau der Kirche eingeweiht, welcher ebenfalls 1734 einen Thurm erhielt, der jedoch, noch nicht vollendet, ſchon einſtürzte, und die Kirche ſehr beſchädigte. Im Jahre 1809 brannte die Petrikirche gänzlich ab.

*) Die Nicolaikirche ſoll, wie aus einem Ablaßbriefe erſehen worden, bereits im Jahre

„Allhier hat seine irdische Hütte abgelegt, und indeß den Geist in die ewige Hütte vorangeschickt der wohledle und wohlgelahrte Herr Jacob Dithmar. Poltzin in Pommern gab ihm das Leben 1665. Berlin nahm ihm dasselbe jedoch 1728. Dieser Kirche und dem Kloster-Gymnasio diente er zugleich, diesem im Lehren, jener im Singen, beiden fast in die 33 Jahre. Hier sang er vor der hiesigen Gemeinde, dort singet er noch mit den Engeln. Hier sang er oft aus der Tiefe, nun singet er: Ehre sei Gott in der Höhe!

Leser, singe hier dem Herrn in deinem Herzen, so wirst du dort das neue Lied mitsingen. Text: Ps. 13, 6."

1202 gestanden haben. Im Jahre 1380 wurde sie durch eine große Feuersbrunst zerstört, und erst 1460 begann man sie wieder aufzubauen, welcher Bau 1487 vollendet, und 1514 mit der Spitze des Thurmes geziert wurde. In den Jahren 1613, 1677 und 1715 ist sie renovirt worden.

3.

Im Jahre 1680, am 30. Dezember, entſtand in der Heiligen-Geiſtſtraße im Hauſe des Herrn von Somnitz eine große Feuersbrunſt, durch welche das ganze Haus in Aſche gelegt wurde. Unter den neun Perſonen, welche dabei um's Leben kamen, war eine Mutter mit ihren drei Kindern, der man folgende Grabſchrift ſetzte:

„Ich mühte mich die Welt zu mehren,
Brunſt zu mindern,
Die Brunſt behielt den Sieg, hier lieg ich
mit den Kindern.
Ach, wär' ich Phönix Art, nachdem ich muß
verſtieben,
So wär' aus meiner Glut die Brut noch
übrig blieben."

13.

Der bestrafte Dominikaner.

Im Jahre 1525, am Tage des Heiligen Märtyrers Stephani, ereignete sich zu Berlin ein Vorfall, dessen mehrere Chronisten gedenken, und den wir hier um so mehr erzählen müssen, da er uns Gelegenheit giebt, die Geschichte des alten Doms zu berühren. Das Kloster der schwarzen Brüder oder Dominikaner, worin sich Folgendes begab, lag auf dem Schloßplatze zwischen der Brüder-*) und der Breitenstraße, und wurde

*) Die Brüderstraße erhielt wahrscheinlich ihren Namen von diesem Kloster. Siehe: die Namen der wichtigsten Straßen ꝛc.

in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts gestiftet. Als sich der Churfürst Joachim I. mit seiner Gemahlin Elisabeth zur Früh-Predigt eingefunden, und der ganze Hofstaat, und viel Volks sich in der Klosterkirche versammelt hatte, bestieg ein Dominikaner-Mönch die Kanzel, und eiferte in harten Ausdrücken gegen die Ketzer; denn er wußte wohl, daß viele Einwohner von Berlin der Päbstlichen Gräuel überdrüssig waren. Er ging jedoch in seinem Eifer so weit, daß er, bei Gelegenheit des Spruches Galat. 4: „Da die Zeit erfüllet war ꝛc." — auch den Heiligen Apostel Paulus zum Ketzer machen, und ihn öffentlich auf der Kanzel Lügen strafen wollte, indem er behauptete: die Heilige Mutter Maria sei vor und nach der Geburt Christi eine Jungfrau geblieben, und keine Frau geworden! Kaum hatte der Lästerer diese Worte mit großer Frechheit hören lassen, so traf ihn auch auf der Stelle die Rache Got-

tes. Noch ehe man den Sinn seiner lästernden Worte fassen konnte, sank der sündhafte Redner, von einer unsichtbaren Macht getroffen, jählings auf der Kanzel nieder, und starb eines schmählichen Todes. —

Als Churfürst Joachim II. nach dem Tode seines Vaters zur Regierung kam, verwies er 1536 die schwarzen Brüder nach Brandenburg, und verwandelte das Kloster neben seinem Schlosse in ein Domstift, welches er mit vielen kostbaren Geräthschaften beschenkte. Hinsichtlich seiner reichen Geschirre und Kleinodien war das Domstift eines der prächtigsten in Deutschland; die Bildnisse Christi und der Mutter Gottes waren von reinem Golde und mit Edelsteinen reich verziert, die der Apostel und andern Heiligen waren von Silber. Die Hinwegschaffung der alten Altäre des Klosters zeigten bald von den Gesinnungen des neuen Churfürsten, welcher 1539 zuerst in der nunmehrigen Domkirche das heilige

Abendmahl nach der Einsetzung Christi, nachdem er dasselbe Tags zuvor in Spandow empfangen hatte, ertheilen ließ. —

Das Domstift enthielt auch ein Erbbegräbniß, welches Joachim II. gründete. Die Domkirche, welche mit dem Schlosse durch einen verdeckten Gang in Verbindung stand, hatte einen Kirchhof, der mit einer Mauer umgeben war. Die hier folgende Abbildung des Schlosses im Jahre 1690, von der Breitenstraße aus gesehen, zeigt zur Linken auch einen Theil des Domstifts, welches im Jahre 1747, bei Erbauung der jetzigen Domkirche am Lustgarten niedergerissen wurde.

(Hierzu das Kupfer Nro 5., eine Abbildung des Schlosses im Jahre 1690.)

Der Schlossplatz von Tokay von der Breiten Strasse angesehen

11.

Die Jungfernbrücke *).

Zu jener Zeit als gaſtfreundlich Berlin
Die Reformirten aufgenommen,
Die man in Schaaren ſah aus Frankreich fliehn,
Und Betteln um ein Unterkommen;

Ward man mit mancher feinen Kunſt bekannt,
Von der man hier bisher nichts wußte,
Und die den Flüchtigen aus fränk'ſchem Land
Bewundrungsvoll man danken mußte.

---

*) Wird jetzt auch Spreegaſſenbrücke genannt.

Man wies die Künſtler an der Friedrichsgracht *),
Der Brücke nah, in große Buden,
Wo ſie durch ihrer Arbeit feinſte Pracht
Gar viele Käufer zu ſich luden.

Von allen aber unter jener Schaar
Ließ ein Herr Blanchet von ſich hören,
Der Vater von Neun reifen Töchtern war,
Die gern zur Ehe wollten ſchwören.

Man rühmte ihre feine Arbeit ſehr
Im Waſchen, Näh'n der Kanten, Spitzen —
Doch ach, es kam kein reicher Freier her,
Und alle Neune blieben ſitzen!

Daran nun freilich war nichts anders Schuld
Als ihre böſen ſpitzen Zungen,

*) Friedrichsgraben. Siehe: die Namen der wichtigſten Straßen ꝛc.

Denn Jedem riß der Faden der Geduld,
Der anzuhören ſie gezwungen.

Gar feine Spitzen boten ſie zum Kauf,
Am Beſten wuſchen ſie von Allen,
Doch gaben dem ſie manche Spitze drauf,
Dem ihr Gewäſch nicht recht gefallen.

Und wünſchte Jemand eine Neuigkeit,
Entſtellt durch Bosheit und durch Tücke —
So hieß es in Berlin gleich weit und breit:
„Geht zu den Jungfern an der Brücke!“ —

Ob jene Jungfern ſpäter ſich vermählt? —
Die Chronik hat hier eine Lücke —
Doch glaub' ich's nicht, denn ſie erzählt:
Von ihnen kommt die Jungfernbrücke.

15.

Luxus der Berliner.

Nicht ohne Grund iſt die Bemerkung, daß in den Zeiten des größten Elends, welches ein Staat nur erfahren kann, in den Hauptſtädten gewöhnlich der Luxus ſteigt. So oft Erfahrung dies beſtätigte, konnte man aber auch den Luxus als ein Zeichen verderbter Sitten, und verborgenen Elends anſehen. Als die Gräuel des dreißigjährigen Krieges verheerend die Mark durchzogen, blieb auch Berlin von ihrer Geiſſel nicht verſchont. Die Reſidenz wurde von den Durchmärſchen

der verschiedenen Truppen oft beunruhigt, und zuweilen großem Mangel ausgesetzt. Brandschatzungen brachten die Bürger in große Angst, doch die kleinste Ruhe und Erholung erweckte in ihnen den alten Hang zum Wohlleben, welcher den Berlinern stets eigen war. Kaum hatten sie eine Contribution von 14000 Thaler, welche die Kaiserlichen, ohne die gelieferten Lebensmittel, eintrieben, verschmerzt — so gingen sie schon wieder ihrer Vergnügungssucht nach. In demselben Jahre 1629, wo die Berliner durch den Krieg so viel gelitten, findet man bei ihnen Spuren von Komödien und anderen Zerstreuungen, woraus deutlich hervorgeht, daß sie sich die Trübsale der Zeit nicht sehr zu Herzen gehen ließen. Die Vergnügungssucht nahm aber so zu, daß vom Churfürsten George Wilhelm zwei merkwürdige Schreiben, — eines an den Bürgermeister und das andere an sämmtliche Schulvorsteher Ber-

lin's, — ergingen, von denen das erstere im Auszuge hier wohl einen Platz verdient.

George Wilhelm, Churfürst ꝛc.

„Von Gottes gnaden. Liebe getrewen. Es ist nunmheer inner vnnd auſſer der Stadt erschollen, vnnd laut worden, das Jr am 10ten dieſes Comödien hinnen ſpielen laſſen. Vnnd befremdets vns zuforderſt dan auch männigklich, nicht ſo gros von den Schuelgeſellen (wie woll es auch dieſe vnbeſonnen vnd vnbedachtſam, gaar gnug angefangen) als von Euch, daß Jr hierzu conniviret vnd ewern willen gegeben habtt. Jene mochten vielleicht noch vielleicht hiran Jre vnrechtes Tuen vnnd vornehmen mit einer ſchein vrſachen zu pallyren, vnnd zu bemänteln haben; als daß Sie des frembden Verſtand, alſo nicht gewußt, oder als junge Leute es alſo nicht verſtanden: oder was dergleichen ſeyn mag (wiewoll es doch auch den ſtücken

nicht helt) Jr aber, als welchen der iammer, die noott, das elend des Landes, nur vberfluſſig bekandt: doch Jr auch leichtlich ſchlieſſen können, das es gar nicht von der Zeit, ſondern ein lauterer vngereimter handell were, ietzo Cömödien ſpielen zu laſſen. Habt das vorige zulaſſen mit nichts zu beſchönigen, den Jr werdet nichts dergleichen in keiner hiſtorien finden, auch nicht in den geſchichten der Heiden, deſſen aber ſeind die Alte geiſtliche Scribenten voll, das wahre Chriſten bey ſolchen Zeiten aller Comödien vergeſſen; vnnd damit es nicht auf eine Tragödien hinaus lieffe, faſt- vnnd bettage angeſtalt, Gott umb linderungen der ſtraffen vleiſſig auch mit threnen vnnd mit zehren angeruffen, alle vppigkeit, Comödien ſpiell, vnnd was des heilloſen werckes mheer iſt, aber hat weit von Jnen ſein müſſen.

Wer iſt den vnter Euch alſo lüſteres Herzens geweſen, deſſen Augen ſich geſehnet,

oder deſſen Ohren geiuckt, dergleichen hölzeren Comödien vnnd dazu ſo gaar zur Vnzeit, anzuſehen vnnd anzuhören?

Wan auch alle vbrige Landplagen vnnd ſtraffen gnedigklich von vns abgenommen worden weren, da doch deren täglich noch vielmheer ſeyn vnd ſehre hart fuehlen laſſen, ſolte doch allein einem wahren Chriſten, deme ſeine Religion lieb vnd ernſt iſt, derſelbten Religion, ſo gefehrlicher vnd vbler Zuſtand, vberall im gantzen Reiche, dergleichen, ſeid der heiden Zeiten nie geweſen, von allen begierden Comoedien zu ſpielen, oder den Spielenden zuzuſehen, abehalten vnd zurückziehen.

Darumb wer ſich itzo nicht deshalb allein von Hertzen betruebt, alſo daß er Zeitliche Wolluſte, wie köſtlich die auch ſeyn mögen, gäntzlich vergiſſet, der hatt ſich woll zu pruefen, ob er auch eines mahles, vntter die Zahl der Rechtgläubigen möge gezehlet zu werden Jme hoffnung ſchepffen könne.

Wie viel wallen jtzo frommer Christen herumb, die zuvornhin gnug hatten, vnd haben des lieben truckenen brotes nicht satt: wissen auch Jres elendes vnd iammers kein Ziell noch maasse.

Wer aber an dieselben gedencket, bei deme wird die Lust, den Affereien, so bey dem Comoedien furlauffen zuzusehen gar leichtlich vergessen Es were den sache, das er mit der Thaat bezeugen wolte, das bey Jme, alle christliche liebe durchaus vmbkommen vnd vertrieben worden, aber wehe dem Menschen vmb welchen es also stehett.

Wir werden vns groos bedencken machen, von nun an, vf ewer winseln, vndt claagen etwas mheer von vns zuschreiben, welches Jr ia pillig besser ewern Ampte ein Vergnugens zu thuen, bedencken sollen.

Jr wisset, wie kurtz verwichener Zeit, als eine Hochzeit bey Euch gehalten werden sollen, ernstlich in vnserm Namen vntersaget

worden, mit den guldinen ketten oder auch andern geſchmeide (welches ein ieder hette) zu dem mahle nicht zu prangen, ſondern es vielmheer, in den winckell darinnen es lege verbleiben zu laſſen, Sintemaln der Soldaat vnd ſein Befehlichshaber auch woll hier hinnen vnd mitten in der Stadt, von den guldinen ketten vnd andern, ſo an golde vnd ſilber nur albier vorhanden nur gerne zu viell zu reden wiſſen, alſo daß nicht wenig zu befahren, daß Sie vmb deſſentwillen, wan ſich nur die geringſte vrſache dazu ſehen lieſſe, woll etwas, in beeden Städten rottiren dürfte: das auch denſelbten warnungen damaln gehör geben, daran iſt zu ewern ſelbſt beſtem geſchehen: aber damitt dennoch die wennige guldinne ketten ſo vorhanden vnd zwaar gantz zur vnzeit geſehen wurden, haben Sich die ewrige Scolaren durch das ewrige verlawben Comoedien zu Spielen damit behengen, vnd vf den gaſſen ſpiegeln müſſen, den Soldaten

einen **appetit** zu machen, nach demſelben einen Hunger zu gewinnen.

Jr wiſſet, das es wegen der **dyſenterien** auch andern anſtekkenden Krankheiten hierinnen noch gar nicht richtig, wenn nun ein Regiment recht beſtellt iſt, da verhuetet der **magistraat** aufs allerbeſte, das die leute nicht zuſammenlauffen.

Jr aber, keret es gerade vmb, vnd ob die leute ſich ſonſten nicht zu hauffen zu ſammeln begehrten, müſt Jr Sie dazu durch das vnzeitige äffiſche **Comoedien** ſpielen, gleichſam aufmuntern vndt auffriſchen.

Richtet Jr derowegen ſelbſten, ob es woll bedachtſam mit dieſer barmhertzigen **Comoedien** zugangen.

Wir aber tragen durchaus ein vngefallen hierob, vnd wie wir Euch vor kurtzen Jaaren, durch ein **rescript**, da eben auch die ewige Schuelgeſellen, mit dergleichen **Comoedien** ſpiell fürwitzig angezogen kommen

wolten, ſolches vmb der trübſeligen Zeiten willen ganz abezuſtellen, anbefohlen, deme auch zu der Zeit (wie Jr den ſchuldig ſeid) gehorſamet wurde, alſo wollen wir ſolch verbott hiermit abermaln vnd zwar noch mit mehrerm ernſt, renovirt vnd ernewert haben, mit der austrucklichen verwarnung, das wir keinesweges, alſo darueber hinzuſtreichen bedacht, ob dergleichen hochſchädliche vbertrettung fürbas fürgehen ſolte.

Die Zeiten ſeind ſeithero nicht beſſer, ſondern ärger worden, laſſen ſich auch noch von Tage zu Tage immer ſchlimmer an, mag derowegen auch des verbots halber keine veränderung fürgehen, ſondern es iſt vielmehr vber demſelben ſteif vnd Veſte zu halten.

Vnd derhalben werdet Jhr auch dergleichen exorbitantien in allwege verhueten vnd ewer Ampt vnd der Stadt heill vnd wollfart Euch dahingegen vnaufhörlich vor augen ſtellen, damitt wir nicht wieder vnſern

Willen

Willen vnſere gnaad (mit der wir Euch ſonſt woll geneiget geweſen) ſonſt von Euch zu wenden genotiget werden. Geben zu Cöln an der Spree am 16ten 7bris in dem Jaare 1629.

Aber auch die neuere Zeit liefert Beweiſe, welche das oben Geſagte beſtätigen. So iſt aus der Zeit des ſiebenjährigen Krieges die Aeußerung Friedrich II. höchſt merkwürdig, welcher, als er faſt den größten Theil ſeiner Staaten in feindlichen Händen ſahe, und zu Berlin viel Wohlleben und groſſer Aufwand war, in ſeiner bedrängten Lage herzlich wünſchte: nur ein berliniſcher Bürger aus der Brüderſtraße zu ſein! —

Der Luxus führte in der früheſten Zeit nicht ſelten Völlerei mit ſich, welche ſich ſo verbreitete, daß Churfürſt Johann George im Jahre 1580 den Berlinern ein Polizey-

Gesetz gab, dessen Inhalt zu merkwürdig ist, um nicht Einiges daraus hier mitzutheilen.

Man speiste bei den größten Tafeln Mittags um 11 und Abends um 5 Uhr. Bei Hochzeiten durfte man Mittags nicht länger, als bis halb 2 und Abends höchstens bis 11 Uhr bei Tische sitzen. Nach den Befehlen des Churfürsten zur Einrichtung der Hochzeitfeste wurden die Einwohner Berlin's in vier Klassen getheilt, und einer jeden das höchste Maaß ihres bei solcher Gelegenheit zu machenden Aufwandes auf folgende Weise bestimmt:

Die Leute der ersten Klasse, wohin alle Churfürstlichen Bedienten im Staate gehörten, sollten zu einem hochzeitlichen Mahle nur 8 Tische, und an jedem Tische 10 Personen haben. Mittags sollten höchstens 5 Gerichte, ohne Dessert, und Abends 4 Gerichte gegeben werden. Ferner durften nur zwei Weine und zwei fremde Biere aufgesetzt

werden; süßer Wein aber war ganz verboten. Zu der andern Klasse gehörten vornehme Bürger, Kaufleute und Fabrikanten. Diese sollten nicht über 6 Tische, und an jedem nicht über 16 Personen setzen; durften Mittags nicht über 4, und Abends nicht über 3 Gerichte geben. Die dritte Klasse, zu welcher gemeine Bürger und Handwerker gehörten, sollte nicht über 4 Tische, und Mittags nicht über 3 Gerichte haben; der Wein war diesen gänzlich untersagt. In der vierten Klasse, welche Tagelöhner, Knechte und Mägde ausmachten, durften nur 2 Tische gesetzt, 3 Gerichte und kein fremdes Bier gegeben werden.

In eben dieser Hochzeitordnung waren auch die Geschenke bestimmt: Die Braut aus niedrigem Stande gab ihrem Bräutigam und dessen Vater und Bruder ein Hemde. Der Bräutigam gab der Braut ein Paar Schuhe und ein Paar Pantoffeln. Eine

vornehme Braut schenkte dem Bräutigam und dem, welcher das Brautpaar in die Kirche führte, einen Kranz mit einer Goldschnur, welche jedoch nicht über eine viertel Unze Goldes wiegen durfte.

16.

Der Hosenteufel.

In der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts war in Berlin eine besondere Verschwendung durch den Aufwand in Kleidungsstücken der Mannspersonen, und besonders in der Hosentracht eingerissen, die man kaum glauben würde, wenn sie nicht durch die Geschichtschreiber, durch die alten Polizey- und Kleiderordnungen, und durch den Eifer der Geistlichen, die dawider predigten und schrieben, bestätigt worden. Die Mode kam aus den Niederlanden, woher der gröſste Theil von

Europa seine wollenen Zeuge und die feinen Tücher kommen ließ; man hätte daselbst keine Tracht erfinden können, die vortheilhafter gewesen wäre als diese, um ihren Tuch- und Zeugfabriken einen großen Absatz zu verschaffen. Es waren sogenannte Pluderhosen, die vom Gürtel bis an die Schuhe gingen, dergleichen die Schweitzer und Tyroler zum Theil noch beibehalten haben. Sie waren weit, und der Länge nach aufgeschnitten, und diese Aufschnitte mit einem **Futter von dünnem** Zeuge durchzogen, welches **in so viele Falten zusammen gelegt war, daß zu einer Hose circa 130 Ellen Zeug verbraucht wurden.** Im Anfange der Mode, als sie noch nicht so verschwenderisch eingerichtet war, trug man Hosen von Tuch, und wurden zu 5 Ellen Tuch ohngefähr 20 Ellen seidenes Zeug erfordert, um die Aufschnitte zu füttern; nachher aber, als sie in der Größe zunahmen, wurden tuchene Hosen

zu schwer zu tragen, man machte sie von einer Art Rasch *), und sogar von seidenem Zeuge, wodurch sich einige vornehme Familien ruinirten, weil ihre Hosen mehr kosteten, als ihre Dörfer Einkünfte brachten. In der Mark kamen diese Hosen-Ungeheuer durch einen Studentenstreich sehr in Verruf, und die Theologen erhielten Gelegenheit ihre Beredsamkeit zu üben.

Der Diakonus in der Oberkirche zu Frankfurt hielt 1555 an einem Sonntag wider die Eitelkeit und Unschicklichkeit der Pluderhosen eine erbauliche Predigt. Am folgenden Sonntage hatten muthwillige Bursche in der Kirche an einem Pfeiler, gerade der Kanzel gegenüber, ein Paar Pluderhosen auf-

*) Rasch oder Arrasch, auch Kartek genannt, ein wollenes Zeug, das zu Arras in den Niederlanden fabricirt, und viel nach Deutschland verfahren wurde.

gehangen. Dies brachte die ganze Geistlichkeit so auf, daß sie sich der Sache mit Ernst annahmen. Der Churbrandenburgische Generalsuperintendent und Professor zu Frankfurt, Andreas Muskulus (Meusel) hielt darüber eine ernstliche Strafpredigt; und gab solche vermehrt unter dem Titel: Hosenteufel heraus, welches Buch in Berlin grosses Aufsehen machte, aber wenig fruchtete *).

*) Der Hosenteufel wurde gedruckt zu Frankfurt an der Oder durch Johann Eichhorn, anno 1555 in 4. In der Mitte des Titelblatts war ein Mann in Pluderhosen, nebst zwei ihn quälenden gräßlichen Teufeln in Holzschnitt abgebildet. Der Titel des Buchs fand so viel Beifall, daß Muskulus noch in demselben Jahre seinen Fluchteufel, 1558 den Kriegsteufel, und 1561 den Eheteufel herausgab. Der ersten Auflage des Hosenteufels folgte in demselben Jahre schon die zweite unter dem Titel: „Vom zuluderten, Zucht und ehrerwegenen pludrichten Hosenteufel Vermanung und Warnung.“ Im Jahre 1563 erschien das Buch zu Frankfurt a. Main

Er verkündigte den Märkern insgesammt, und den Berlinern insbesondere: „Gottes Zorn und alles Unglück, darin sie bereits bis über die Ohren lägen! Es wäre kein Wunder, wenn auch die Sonne nicht mehr schiene, die Erde nicht mehr trüge, und Gott mit dem jüngsten Tag drein schlüge, wegen dieser gräulichen und unmenschlichen Kleidung. Gott hätte ihn im Amte bei der Kirche und

---

in der dritten Auflage in 8. — Der gute Abgang und der fürchterliche Titel von Musculus Predigten, gab Gelegenheit, daß viele andere Theologen den Teufel auf den Titeln ihrer moralischen Schriften paradiren ließen. So erschienen in kurzer Zeit nach einander: Jagdteufel, Faulteufel, Saufteufel, Bannteufel, Schrapteufel, Zauberteufel, Gesindeteufel, Wucherteufel, Hofteufel, Spielteufel, Hausteufel, u. a. — Vier und zwanzig Teufel dieser Art, welche erst einzeln gedruckt wurden, erschienen 1575 zu Frankfurt am Main, in Folio unter dem Titel: Theatrum Diabolorum.

Universität gesetzt, auf daß er mit Predigen und Lesen, öffentlichen Schreiben und Wehklagen wider solche große Bosheit, welche den jüngsten Tag ohne Zweifel bald würde rege machen, sich auflehnen sollte. Er wolle sich jetzt an den Hosenteufel machen, der sich in diesen Tagen und Jahren allererst aus der Hölle begeben, und den jungen Gesellen in die Hosen gefahren wäre, und sich in sechstausend Jahren nicht hätte dürfen hervor machen; daher er gewißlich dafür halte, daß dieses der letzte Teufel sei, der noch vor dem jüngsten Tage, als der letzte in der Ordnung, auch das Seine auf Erden thun und ausrichten sollte. Man brauche zu diesen Hosen nicht allein 20 bis 40 Ellen Kartek *) zum füttern; sondern er wisse, daß welche bis 130 Ellen zum Futter nehmen lassen,

*) Kartek ein wollenes Zeug; einige halten es für eine Art Leinwand.

und wundert ſich, daß die Erde nicht ſolche Menſchen verſchlungen hätte. Gott würde ihnen aber ſolches bis zum jüngſten Tage auf das Kerbholz ſchreiben." —

Am Schluß dieſes Buches wird es den beiden Bürgermeiſtern zu Frankfurt: D. Kaspar Witterſtat und Michael Vollfraß dediciret: und ſie und alle Obrigkeiten werden vermahnt, dieſe ſchändliche Tracht gänzlich abzuſchaffen. — Ein Mahler kam zu dieſer Zeit durch die Pluderhoſen in groſſe Noth, wovon derſelbe Muskulus folgende Geſchichte erzählet: „Ein frommer Mann beſtellte bei ihm eine Tafel, und bat ihn, daß er darauf das jüngſte Gericht ernſt und ſchrecklich mahlen ſollte, welches der Mahler ſich befliſſen, und die Teufel auf das allergräulichſte mit ſolchen pluderichten Hoſen gemahlet, wie ſie jetzt getragen wurden. Da ſei der Teufel gekommen und habe dem Mahler einen gewaltigen Backenſtreich gegeben, und geſagt:

er habe mit Unwahrheit also gemahlet, indem er nicht so scheußlich und gräulich sei, als er ihn mit den Pluderhosen abkonterfeit habe.“— Es wird daraus die herrliche Lehre gezogen: daß diese Tracht nicht zum Wohlstand und Zierde dienen könnte, weil selbst der unreine und unflätige Teufel sich deren schämete. —

Da auch andere Theologen außer Muskulus diese Art von Hosen zu groß, und zu geräumig fanden, so machten sie mit ihm gemeinschaftliche Sache, erklärten sie für eine sündliche und unchristliche Mode, und brachten es bei der weltlichen Obrigkeit dahin, daß sie theils verboten, theils in engere Beinkleider umgewandelt wurden. In der preußischen Landordnung wird dem Adel anbefohlen „sich der unchristlichen unmäßigen Hosen zu enthalten.“ In einer Kleiderordnung von 1585, wird den Adelichen aufgegeben, daß ihre Hosen zum höchsten nur

mit 12 bis 15 Ellen Grosgrün *) oder Kartek, oder mit eben so viel seidenem Taft gefüttert sein sollten. Besonders war Churfürst Joachim II. sehr gegen diese Mode aufgebracht; wovon die Chronisten ein Paar merkwürdige Beweise erzählen. Einige Bürgers Söhne, die mit ihren Pluderhosen auf der Straße mit einer Bande Musikanten herumgezogen, ließ er in das sogenannte vergitterte Narrenhäuschen sperren, und stellte sie so dem Spotte des Volks aus; die Musikanten mußten ohne Aufhören dabei spielen. Einem Adelichen, der Sonntags mit seinen Pluderhosen in die Domkirche gehen wollte, ließ er oben den Gurt an verschiedenen Stellen aufschneiden, daß die Hosen herunter fielen, und er unter dem Gelächter der Zuschauer im bloßen Hemde nach Hause ge-

*) Grosgrün (Grosgrain) ein Zeug von Seide und Wolle.

hen mußte. Dennoch hatte sich diese Mode, trotz der freuherzigen Warnung des Muskulus, und des churfürstlichen Verbots geraume Zeit erhalten.

17.

Sonderbare Titel einiger in Berlin erschienenen Bücher.

1.

Der erste Rektor an der Cölnischen Schule, Namens Knaustius schrieb ein Werk betitelt: „Hoffarbe und Kleidung Christi, vom Kreuz und Leben der Christen. 1564.“ —

2.

Der Prediger Andreas Rittner, an der Marienkirche, gab im Jahre 1692 ein

Buch heraus, das folgenden Titel führte: Der auf dem Meere dieser Welt zwar sinkende, aber nicht untersinkende Simon aus Genes. XI, XI, 18. bei Beerdigung des Herrn Andreas Simon, Handelsmanned in Berlin betrachtet. 4° 1692." —

3.

Im Jahre 1682 erschien: „Schreiber's geistliches Rauchwerk, oder Gebetbüchlein wider die schwere Seuche der Pestilenz." —

Berlin, gedruckt bei C. Reiner, Unter den Linden Nro. 23.